

Barack Obama: Die drei Irrtümer von Moskau

Nummer 28 – 9. Juli 2009 – 77. Jahrgang
Fr. 5.90 (inkl. MwSt.) – Euro 3.90

DIE WELTWOCHEN



Jean Calvin: Der Mann, der die Schweiz reich machte

Kapitalismus ist keine Sünde: Der grosse Genfer Reformator bleibt aktuell.
Von Markus Somm und Micheline Calmy-Rey

Hans Grounding

Das Langnauer Fiasko des BDP-Chefs Hans Grunder. *Von Urs Paul Engeler*

Weltklasse: Johnny Depp

Der betörende Hollywood-Schauspieler steigt zu neuen Höhen auf.
Von Beatrice Schlag





INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

Pure **performance** Absolute **precision**



WWW.BREITLING.COM

Superocean Héritage

*Neuaufgabe der legendären Superocean von 1957.
Offiziell COSC-zertifizierter Chronometer.*

Intern

Mit unserer letzten Titelgeschichte zum Kult um die Schwulen haben wir offenbar einen Nerv getroffen. In Internetforen wird das Thema erregt diskutiert, es gab viele Leserbriefe.



Erregte Diskussionen: Gay-Pride-Parade in Genf.

Die Reaktionen reichen von vergnügter Zustimmung bis zu Hasstiraden. Interessant scheint, dass auch manche Homosexuelle dem Befund zustimmen. Ein Leserin schrieb: «Vieles von dem, was Sie beschreiben, trifft den Kern. Die zunehmende Herausstellung einer einzigen Eigenschaft <Homosexualität> und die alleinige Sicht durch diesen Katalysator ist eine unerwünschte Entwicklung. Ich weiss, wovon ich rede, ich bin selber lesbisch und kenne den internen <Gruppendruck>.» In dieser Ausgabe geben wir dem schwulen Schriftsteller Philipp Tingler Raum für eine Replik. **Seite 17**

Lokale Politgrössen bewegen sich oft unter dem Radarschirm der grossen Medien. Im Schutz überschaubarer Verhältnisse können sie sich allerhand leisten, zumal wenn sie satte Mehrheiten hinter sich haben und die regionale Presse schweigt. Die *Weltwoche* war sich nie zu schade, auch hier als kritische Instanz zu recherchieren. Im aktuellen Heft ist Redaktor Alex Baur einer Entlassung von zwei Chefbesamten im Zürcher Stadtparlament auf den Grund gegangen. Seine Recherchen förderten eine Geschichte über die Arroganz der Macht und den Klientelismus unter Genossen zutage. Bundeshaus-Redaktor Urs Paul Engeler machte sich derweil auf den Weg ins Emmental, ins Hoheitsgebiet von BDP-Präsident Hans Gruner. Engeler misst den selbstherrlichen

Reitstallbesitzer, der sich gerne als Verfechter des «Anstandes» in der Politik preist, an seinen eigenen Massstäben. Fazit: Mit seinen Mauseheleien rund um den lokalen Eishockeyklub operiert Gruner bisweilen am Rand der Legalität, seine aggressive Schuldenwirtschaft passt schlecht zum Bild des Saubermanns. **Seite 10**

Seit die Finanzkrise die Menschen verunsichert, wird nach Schuldigen geforscht: Wahlweise ist es der Neoliberalismus, die Gier, neuerdings auch Jean Calvin, dessen Geburtstag sich am 10. Juli zum fünfhundertsten Mal jährt. Hat der Genfer Reformator die Abzocker entfesselt? Sicher ist, ohne Calvin wäre der moderne Kapitalismus nicht entstanden. Calvinistisch geprägte Länder wie die Niederlande, zeitweise England, immer die Schweiz, und vor allem die USA waren Pioniere einer Entwicklung, die am Ende den gesamten – auch lutherischen und katholischen – Westen erfasste.



Prägt die Welt bis heute: Reformator Calvin.

Lange waren die besten Bankiers und wagemutigsten Unternehmer zu einem grossen Teil Calvinisten. Die angesehensten Universitäten – ob Heidelberg, Leiden, Harvard oder Yale – waren calvinistische Hochburgen. Calvin, einer der grössten Intellektuellen der Weltgeschichte, bleibt aktuell. Bundesrätin Micheline Calmy-Rey und unser Autor Markus Somm nähern sich dem grossen Genfer an. **Seite 22**

Diesen Donnerstag besteigt der Blogger Manfred Messmer (Autor von *Arlesheim Reloaded*) einen Zug erster Klasse nach Marseille. Was danach geschieht, ist völlig offen. «Bonum Iter» – zu Deutsch «Gute Reise» – heisst unser vierwöchiges Blog-Experiment. Lesen Sie unter www.weltwoche.ch/bonumiter sowie auf Facebook und Twitter mit. *Ihre Weltwoche*

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.)

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Markus Somm

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Daniel Ammann, Alex Baur, Hanspeter Born, Urs Paul Engeler, Urs Gehriger, Philipp Gut (*Leitung Kultur und Gesellschaft*), Carmen Gasser, Pierre Heumann (*Naher Osten*), Andreas Kunz, Peter Keller, René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Daniele Muscionico, Kai Michel (*Wissenschaft*), Daniela Niederberger, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Eugen Sorg, Mark van Huisseling, Lukas Voellmy (*Volontär*),

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Max Frenkel, Ludwig Hasler, Jörg Hess, Peter Holenstein, Wolfram Knorr, Albert Kuhn, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Bildredaktion: Catharina Hanreich (*Leitung*), Christophe Bosset, Nadine Hofer (*Assistentin*)

Layout: Catharina Clajus (*Leitung*),

Peter Aschmann, Rolf Mundwiler

Infografik: Helmut Germer

Korrektorat: Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Gilbert Grap, Beat Kuttinig

Internet: Andreas Thut (*Leitung*)

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsleitung: Maïke Juchler

Marketing: Sandra Millius (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Christine Lesnik (*Leitung*), Angela Prisciantelli

Anzeigeninnendienst: Anina Gross, Laura Bazzigher,

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Publicitas web2com AG

Tarife und Buchungen unter: Tel. 044 250 31 91

E-Mail: saleservices.web2com@publicitas.com

Druck: Basler Zeitung, Hochbergerstrasse 15, 4002 Basel

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Weltwoche-Spezialangebot



Exklusives Reisearrangement für Weltwoche-Leser/-innen – Eine Reise durch Zeit und Luxus. Erleben Sie die sächsische Metropole Dresden aus attraktiven Perspektiven und erfahren Sie hautnah die einzigartige Geschichte der Manufaktur Glashütte Original und deren Wurzeln von 1845 bis heute. Eine Geschichte von Tradition, Innovation, Luxus und Präzision.



Glashütte in Sachsen – vom Silberfundort zum Mekka der deutschen Luxusuhren-Industrie

Erleben Sie mit uns eine exklusive Reise in die Welt von Glashütte, einer Stadt mit wechselvoller Geschichte zwischen Tradition, feinem Handwerk, Luxus und Innovation. Mit der Ansiedlung der Uhrenindustrie im 19. Jahrhundert gewann die Stadt neues Leben. Aus dem Wirken der Glashütter Gründerväter entwickelte sich bald eine florierende Stadt der Uhren und der Feinmechanik.

Ihre Zeitreise findet vom 24. bis 27. September 2009 statt.

Glashütte Original – Tradition und Innovation unter einem Dach



Setzt man sich bei Glashütte Original zum Ziel, dem anspruchsvollen Erbe traditioneller Uhrmacherkunst auch in der Neuzeit gerecht zu werden, so verbinden sich Tradition und Innovation im Sinne höchster Präzision sowie filigraner Handarbeit zu Meisterwerken mit unvergänglichen Werten. Die Uhrenmanufaktur Glashütte Original lädt Sie ein, hinter die Kulissen zu blicken.

Das Reiseprogramm

Donnerstag, 24. September

Abendlicher Stadtrundgang im historischen Dresden zwischen Schlössern, Legenden und Kirchen mit anschliessendem Dinner im stilvollen Ambiente der Gläsernen VW – Manufaktur in Dresden.

Freitag, 25. September

Glashütte Original zum Anfassen. Eine Führung durch die traditionsreiche Uhrenmanufaktur Glashütte Original. Eine einmalige Gelegenheit, die Welt mit den Augen eines Uhrmachers zu sehen und Ihr uhrmacherisches Talent unter Beweis zu stellen. Der Rundgang durch die Räume des Deutschen Uhrenmuseums Glashütte macht das Faszinosum Zeit noch deutlicher erlebbar.

Der Abend wird durch ein erlebnisreiches Dinner im «Sophienkeller» eingeleitet und durch einen Rundgang durch das barocke Dresden gekrönt.

Samstag, 26. September

Die Geschichte des weissen Goldes wird in Meissen seit 1710 geschrieben. Erleben Sie die wertvolle Kunst der Porzellanherstellung hautnah in der Porzellanmanufaktur Meissen. Durch den Besuch der Semperoper wird der

Abend in ein glamouröses Ambiente gehüllt. Prunkvolle Architektur, eine ergreifende Inszenierung von «Il Trovatore» mit den bezaubernden Melodien von Giuseppe Verdi.

Sonntag, 27. September

Abreise aus der sächsischen Metropole. Ein Shuttle steht für Fahrten zum Flughafen Dresden bereit.

Juwelier Kurz aus Zürich wird uns als langjähriger und kompetenter Partner während der gesamten Reise begleiten.

Reisearrangement für Weltwoche-Leser/-innen

Unterbringung im Fünf-Sterne-Hotel «Steigenberger Hotel de Saxe» in Dresden

- Weltwoche-Abonnenten/-innen im DZ CHF 3005.– pro Person
- Weltwoche-Leser/-innen im DZ CHF 3305.– pro Person

Der Einzelzimmerzuschlag beträgt CHF 300.–.

Detailprogramm und Anmeldeformular: Mehr Informationen zur Reise finden Sie auf www.weltwoche.ch/platinclub





Gelandet: US-Präsident Obama. Seite 30



Unbeliebt: BDP-Gründer Gruner. Seite 10



Gejagter Jäger: Schauspieler Depp. Seite 32



Nur für Frauen: Sommer-Knigge. Seite 38

Aktuell

- [5 Editorial](#)
- [9 Kommentar Jugend ohne Gott](#)
- [10 Meister Proper](#)
- [Nationalrat Hans Gruner, Gründer der Anstandspartei BDP, wird seinen eigenen Ansprüchen nicht gerecht](#)
- [13 Klientelismus Kündigung auf Sozialistisch](#)
- [14 Bankgeheimnis Es brechen die Dämme](#)
- [15 Wirtschaft Grossbanken verkleinern](#)
- [16 Personenkontrolle Constantin, Gilliéron, Mader](#)
- [16 Theologie Beschleunigte Kirche](#)
- [17 Homosexualität Spiel's nicht noch mal, Anita!](#)
- [18 Mörgeli Dolchstösse von der NZZ](#)
- [18 Bodenmann Wann wird der Hund begraben?](#)
- [19 Medien Die letzte Chance](#)
- [19 Wortkontrolle «Paula O.», zweiter Akt](#)
- [20 Leserbrief](#)

Hintergrund

- [22 Der Vater des Kapitalismus](#)
- [Ohne den Reformator Jean Calvin ist der moderne Westen undenkbar. Eine Hymne auf den Verkünder des Wohlstands](#)
- [24 Essay Prophet der Nachhaltigkeit](#)
- [27 Kabale und Hiebe](#)
- [Der Untreue-Skandal des Gouverneurs von South Carolina](#)
- [28 Beitrag für eine bessere Welt](#)
- [Klimaschützer fordern, dass staatliche Verwaltungen ihren Ausstoss an Treibhausgasen kompensieren](#)
- [30 Die Irrtümer von Moskau](#)
- [Nach Obamas Kreml-Besuch ist von Neustart die Rede. Substantielles hat der US-Präsident nicht erreicht](#)
- [32 Johnny Cool](#)
- [Endlich spielt der bestaussehende Mann im Filmbusiness wieder eine Figur ohne Perücke und schreiendes Make-up](#)
- [34 Sonnenuntergang über Kairo](#)
- [Die einst liberale und weltoffene Hauptstadt Ägyptens wird von Islamisten belagert](#)
- [37 Die Mutter will eine saubere Tour](#)
- [Die Tour de France verträgt keine Skandale mehr – die Besitzerin Marie-Odile Amaury handelt](#)
- [38 Nein, Sie sind nicht Cameron Diaz](#)
- [Der Sommer-Knigge für die Frau – und nur für die Frau](#)



«Ich habe nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt»: Ex-BKP-Chef Blöchliger. Seite 40

Interview

40 «Wir sehen Verrohungstendenzen»

Kurt Blöchliger, langjähriger Chef der Bundeskriminalpolizei, über Jugendgewalt, Mafia-Gruppen und den Einsatz eines Drogenbarons als Spitzel

Stil & Kultur

44 Die Jungfrauen-Gondel Michael Jackson

46 Namen Hildegard Schwaninger über Whitney Toyloy

47 MvH Meine kurzen Hosen

48 Im Gespräch Hans-Jürg Rufener, Event-Pionier

49 Luxus Ein Waldregen im Hochsommer

50 Auto Suzuki Baleno Kombi

51 Objekte Inkjet-Drucker Canon Pixma Pro 9500 Mark II

51 Wein Brise Cailloux 2007

52 Bestseller

52 Bücher ohne Verfallsdatum

Die Schweiz-Krimis von Friedrich Glauser sind eine perfekte Sommerlektüre

54 Jazz Swiss Jazz Orchestra and Michael Zisman

54 Film «Brüno»

55 Literatur Erotische Schreibversuche von Bundesrat Merz und Jean Ziegler

56 Doppelpass Heimgartner: Folge 33 des Fortsetzungsromans

58 Hochzeit Sonja Riesi und Lukas Hendry

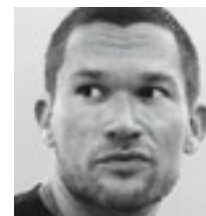
Autoren in dieser Ausgabe

Micheline Calmy-Rey



Als Staatsrätin war die im Wallis geborene Katholikin von 1998 bis 2002 verantwortlich für die Finanzen in der Calvin-Stadt Genf. In ihrem Essay sagt Bundesrätin Micheline Calmy-Rey, warum der Reformator noch immer modern ist und sein Erbe zum Stolz Anlass gibt. Seite 24

Philipp Tingler



Der 39-jährige Berliner, der in Zürich lebt, studierte Ökonomie in St. Gallen und an der ETH Zürich, war nebenbei Fotomodell und schrieb mehrere erfolgreiche Romane. In dieser Ausgabe lesen Sie als Replik sein Plädoyer für die Emanzipation der Homosexuellen. Seite 17

www.weltwoche.ch

Reiseblog: Bonum Iter

Diesen Donnerstag besteigt der Blogger Manfred Messmer (Autor von *Arlesheim Reloaded*) einen Zug 1. Klasse nach Marseille. Was danach geschieht, ist völlig offen. *Bonum Iter* – zu Deutsch «Gute Reise» – heisst unser Blog-Experiment, wofür Messmer vier Wochen lang per Interrail quer durch Europa reist. Verfolgen Sie mit, was er dabei erlebt – auf Facebook, Twitter und unter www.weltwoche.ch/bonumiter

Weltwoche-Videokommentar

Direkt aus der Redaktion senden wir jeden Montag den *Weltwoche*-Videokommentar. Roger Köppel und weitere Autoren präsentieren in drei bis vier Minuten ihre Ansichten zu den brennenden Themen der Woche. Der Kommentar wird jeweils ab 15 Uhr auf der Homepage aufgeschaltet. www.weltwoche.ch/videokommentar

Platin-Club

Leserreise: Exklusives Reisearrangement nach Dresden zu Glashütte Original. 24. bis 27. 9. 2009.
Spezialangebot: Spezialpreise für das Festival da Jazz St. Moritz (inkl. Hotelübernachtung)
Produkt des Monats: 20% Rabatt auf das Multimedia-Handy Samsung S8000 Jet. Fr. 519.– statt Fr. 649.–
Mehr auf www.weltwoche.ch/platinclub

Gut, günstig, zeitgemäss: Beobachter Assistance



**Nur
Fr. 2.42
im Monat!**

Bereits 50 000 Mitglieder schützen ihr Recht!

Profitieren auch Sie jetzt von Beobachter Assistance für nur Fr. 29.– im Jahr:

- Alle Personen im Haushalt sind geschützt
- Alle privaten Rechtsfälle sind versichert
- Beobachter Assistance übernimmt im Bedarfsfall die Kosten für Anwälte, Mediatoren und Expertisen bis Fr. 5 000.– pro Rechtsfall

Gleich Coupon ausfüllen und von Beobachter Assistance profitieren!

Teilnahmebedingungen: Die Teilnahme am Wettbewerb ist unabhängig von einer Bestellung. Über die Verlosung wird keine Korrespondenz geführt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Sie müssen mindestens 18 Jahre alt sein. Teilnahmeschluss ist der 31.7.2009. Angebot nur gültig für Personen mit Wohnsitz in der Schweiz.

Gewinnen Sie!

Grosser Wettbewerb: Wir verlosen 50 Beobachter-Mitgliedschaften für ein Jahr - natürlich inklusive Beobachter Assistance! ▶ Machen Sie mit, schicken Sie gleich den Gewinncoupon zurück!



**Gewinne
im Wert von
über Fr.
5 000.–**

Gewinn- und Informationscoupon

Bitte schicken Sie mir Informationen über die erweiterte Beobachter-Mitgliedschaft mit dem Versicherungsschutz Beobachter Assistance. Ich nehme automatisch am Wettbewerb teil.

Ich nehme nur am Wettbewerb teil! Einsendeschluss: 31.7.2009

Vorname, Name

Strasse, Nr.

Plz.

Ort

Telefon/E-Mail

FL 950 M00 000 322

Ich bin damit einverstanden, dass die Axel Springer AG mich künftig per Telefon oder E-Mail über interessante Angebote informiert.

Einfach Coupon ausfüllen und einsenden an:
Beobachter • Mitglieder-Service • Postfach • 8021 Zürich
Tel.: 0800 800 740 • www.beobachter.ch/assistance

Meister Proper

Von Urs Paul Engeler — Vor einem Jahr gründete der Emmentaler Nationalrat Hans Grunder die Bürgerlich-Demokratische Partei (BDP), die sich den politischen Anstand auf die Fahnen schrieb. Der hohe Anspruch überfordert ihren Erfinder. Ein Rundgang durch Langnau und Umgebung.



«Er hat eben eine eigene Art der Kommunikation»: BDP-Gründer Hans Grunder auf seiner Pferderanch.

Eigentlich gibt es vier Hans Grunder: den amtlichen Vermesser, der die Grunder Ingenieure AG in Hasle-Rüegsau besitzt und führt, den Privatmann, der auf vierfarbigem Prospekt die Sippenidylle mit Pferd pflegt («meine Familie bedeutet mir alles»), den Berner Nationalrat, der mit landesweit hörbarem Geräusch die SVP verlassen hat und nun die Bundesratspartei BDP (Bürgerlich-Demokratische Partei) präsidiert, sowie den Sportfunktionär, der dem Verwaltungsrat des Langnauer Eishockeyklubs SCL Tigers vorsteht. Politisch wird die jährlich gewordene Partei der korrekten Netten weiterhin gehätschelt und gefeiert. «Familiär ist alles bestens», kontert der fünffache Vater lachend bössartige Gerüchte, die durchs Bernbiet laufen. Sportlich und wirtschaftlich hingegen kriselt's bei Meister Proper.

Drei Anrufer forderten Anfang Juli, unabhängig voneinander, wie sich herausstellte, die Redaktion auf, die desolote Situation um die SCL

Tigers darzustellen und zu klären. Über «Misswirtschaft und Machenschaften» wurde telefonisch geklagt, auch über das «diktatorische Gehabe» des Präsidenten, der die Zukunft des Klubs gefährde. «Irreführend» seien etwa die Informationen über die finanzielle Lage und über die angeblich 15-prozentige Kürzung der «übrissenen» Spielergelöhner; in Wahrheit seien nur in Aussicht gestellte Löhnerhöhungen von rund 50 000 Franken rückgängig gemacht worden. Es brodeln in der Region. Konkrete Fragen allerdings beantwortet niemand gerne, schon gar nicht mit Nennung des Namens.

«Wie im Mittelalter»

In der Region ist «der Grunder-Hans», wie er sich nennt, nicht sehr beliebt, aber eine Macht. «Sie müssen verstehen», schützt sich ein alter sportlicher Weggefährte, «er köpft jeden, der Kritik an seinem Regime übt. Das ist wie im Mittelalter.» Regionale KMU, die sich im Dorf

über ausstehende Zahlungen in fünfstelliger Höhe beklagen und die Tigers AG zum Teil betrieben haben, geben dazu keine Auskunft mehr: «Das müssen Sie einfach verstehen.»

Die Fakten allerdings sind stärker als das Schweigen der Talschaft. Ein Auszug mit Datum Januar 2009 aus dem Register der Betreibungen gibt den Blick frei auf sieben Geldforderungen, die meisten davon aus dem Jahr 2008, im Gesamtumfang von knapp 500 000 Franken mit angekündigten Pfändungen von 120 000 Franken. Die Wirtschaftsauskunft Teledata führte damals sowohl die SCL Tigers AG wie die Ilfis Stadion AG am untersten Rand der «Risikoklasse D» (das ist die Kategorie der zweitschlechtesten Schuldner) – mit dem warnenden Vermerk: «erhöhte Ausfallwahrscheinlichkeit». Mittlerweile sind beide Gesellschaften in den roten Alarm-Bereich «E» abgerutscht. In der spielfreien Sommerzeit ohne Einnahmen übersteigen die offenen

Rechnungen die liquiden Mittel jeweils noch dramatischer. In Gewerbekreisen erzählt man sich, dass sich im Tigers-Büro Betreibungen von rund 1,5 Millionen Franken stapelten, Mahnungen oder normale Fakturen exklusive. Eine Zahl, die der Präsident nicht bestätigt: «Wir haben zwar Zahlungsrückstände, sind aber mit den Gläubigern im Gespräch.»

Die Eissporthalle, die längst in voller Pracht auf dem Areal des Zeughauses in Langnau stehen sollte, ist Phantom geblieben. Vor fünf Jahren hatte Samuel Schmid (BDP) VBS den wertvollen Boden der Gemeinde Langnau zu einem Spottpreis mit der Auflage abgetreten, damit den günstigen Bau eines neuen Eistempels für die Tigers zu ermöglichen. Nun tickt, unaufhörlich, die Uhr. Bis zum 22. Dezember müsste die Baubewilligung vorliegen, sonst wird der Baurechtsvertrag hinfällig. Doch ausser hübschen Zeichnungen, Durchhalteparolen und weitschweifigen Versprechungen ist nichts vorhanden: kein Projekt, kein Geld, kein Zeitplan.

Diktatorisches Vorgehen

Anfang Jahr hatte Grunder noch verkündet, er habe die Finanzierung des Stadions gesichert. Dann musste er sich korrigieren, er habe nicht das Geld an sich, sondern nur das «Konzept einer Finanzierung» gemeint. Im März präsentierten Grunder und der Langnauer Gemeindepräsident Bernhard Antener (SP) den Medien vollmundig die Gründung einer Projektierungs-AG, bestehend aus der Gemeinde, den SCL Tigers und zwei weiteren interessierten Partnern. Drei Monate später muss Antener eingestehen, dass er Illusionen verkauft hat. Die Gesellschaft konnte nicht gegründet werden, da Grunders SCL Tigers sich ausserstande sehen, ihren Anteil von 50 000 Franken am Aktienkapital zu leisten. Der Verein, der Stolz und für viele gar die Hoffnung der Region, kann nicht zahlen. In früheren Jahren hatte ein Bankenkonsortium Grunders defizitäre Eishockey-Veranstaltung jeweils mit neuen Überbrückungskrediten knapp über Wasser gehalten. Nun hat es die Beihilfe eingestellt.

In der Lokalpresse bezeichnete Antener die Lage des Nationalliga-A-Klubs denn auch als «absolut dramatisch». Gar die Relegation in die Amateur-Liga schloss er nicht aus. Gegenüber der *Weltwoche* beschränkt der SP-Politiker sich jedoch auf Beschimpfungen: «Sie schreiben nur Scheissdreck!»

Am 23. Juni verfasste der Gemeinderat eine Bittschrift ans VBS, die als Anfang des Abbruchs der Übung Eistempel verstanden werden muss. Darin fragt er an, unter welchen Bedingungen entweder das fünfjährige Baurecht für die utopische Halle verlängert werden oder aber – eine bemerkenswerte Wendung – das «strategisch sehr interessante» Gelände der Gemeinde mit einer neuen oder «erweiterten Zwecksetzung» überlassen werden könnte. Die Antwort steht noch aus; Grunders Parteifreund Schmid, der

als Bundesrat den Deal unter Berner Politikern gedeckt hatte, ist nicht mehr im Amt.

Als Grunder («mir fehlt das sportliche Rüstzeug») zur Förderung seiner Politikkarriere ins Hockeygeschäft einstieg, sass er neben dem Präsidenten als zweiter Mann im Ausschuss. Bis der Chef wegen unüberbrückbarer Differenzen mit seiner Nummer zwei zurücktrat.



Illusorische Pläne: mit Parteikollege Schmid (r.).

Der «Putschist» richtete eine Task-Force ein, später einen neuen Verwaltungsrat und vermochte einige anerkannte Leute aus Politik und lokaler Wirtschaft mit aufs Glatteis an der Ilfis zu ziehen. Sechs Köpfe umfasste das Aufsichtsgremium; vier haben im Verlauf des letzten Jahres eiligst demissioniert, darunter ein Fachmann für Finanzen und Versicherungen, der Gemeindepräsident von Konolfingen sowie der Vertreter eines Hauptsponsors, des Einkaufszentrums Jakob-Markt in Zollbrück. Nun sitzt Grunder mit einer ihm nahestehenden Gewerbetlerin aus Rüegsauschachen allein am Tisch, wenn der Rat der Tigers tagt. Öffentlich kommuniziert wurde der kollektive Abschied der vier Respektspersonen nie. Details über den raschen Absprung gibt keiner gerne preis. Alle Kritik zielt aber auf das eigenmächtige, ja diktatorische Vorgehen des 53-jährigen Alleinherrschers: «Der erste Teil der Sitzungen bestand aus Warten auf den Präsidenten. Und dann hätten wir dessen einsame Entscheide einfach mittragen sollen.» Wer Kritik zu üben wagte, sei mit der Drohung: «Einer von uns zwei ist einer zu viel!», weggeschoben worden. «Wenn er den Stil der Zürcher SVP als totalitär kritisiert», meint ein Ex-Verwaltungsrat, «dann ist er im genau gleichen Spital krank.»

Das Fass zum Überlaufen hatte die Anstellung des neuen Geschäftsführers Heinz Schlatter gebracht, den Grunder im Herbst gegen alle Warnungen und Widerstände im Ausschuss durchgedrückt hatte. Schlatter, dessen Sicher-

heitsfirma Secas zuvor vom Konkursamt geschlossen worden war, wurde im Sommer 2007 «mit sofortiger Wirkung» als Geschäftsführer des SC Langenthal vor die Tür gestellt, nachdem die Verluste auf eine knappe Million aufgelaufen waren. Grunder stoppte das bereits angelaufene Berufungsverfahren mit sechzig Kandidaten und ernannte kurzerhand Schlatter, der sich dem Selektionsprozess nicht stellen musste. Dies trotz einer per Zirkular verbreiteten mysteriösen Geschichte um eine Pistole aus gestohlenen US-Waffenbeständen, die Schlatter verkauft haben soll, was ihm eine Einreisesperre in die USA eingebracht habe.

In corpore den Bettel hingeworfen hat Ende 2008 auch der Verwaltungsrat der autonomen Juniorenabteilung Young Tigers AG. Acht Jahre lang engagierte alt Brigadier Heinz Rufer sich als deren Präsident «mit Herzblut für die Jugend und die Landregion», um dann feststellen zu müssen, dass seine Junioren-AG von Grunders Profi-AG hintergangen wurde. Mit 100 000 Franken aus dem Sport-Toto-Topf fördert die Nationalliga alle Nachwuchsmannschaften, die das Label «Elite A» erreichen, so auch die erfolgreiche Langnauer Sektion, die immer wieder Spitzenspieler hervorbringt. Hinter dem Rücken des Verwaltungsrats hatte Grunder angeordnet, die Hälfte des für die Ausbildung zweckbestimmten Geldes aus der Juniorenkasse zur ersten Mannschaft abzuzweigen und die 50 000 Franken zum Stopfen der Löcher seines Profibetriebs zu verwenden.

An der Generalversammlung kam die verdeckte Aktion, womöglich ein Fall für die Strafverfolgung, kurz zur Sprache, wurde aber von Grunder wortreich und autoritär weggewischt. Gegenüber der *Weltwoche* rechtfertigt er die Geldverschiebung als «übliche Abstimmung

«Wenn er den Stil der Zürcher SVP als totalitär kritisiert, dann ist er im gleichen Spital krank.»

der Rechnungsabschlüsse» innerhalb der Tigers-Familie: «Es wäre ja nicht normal, wenn die Tochter-AG der Junioren einen Gewinn versteuern müsste.»

Seither präsidiert Grunder auch noch die Young Tigers AG, praktischerweise mit Einzelunterschrift. Diese Ausweitung seiner Kompetenzen hat unter anderem dazu geführt, dass die Hockey-Junioren aus Grunders enger Wohnregion «Brandis» die Kooperation mit den Langnauern aufgekündigt haben.

Von der Hauptstrasse zwischen Burgdorf und Langnau aus schön einzusehen ist Grunders Stolz: die 80-köpfige Pferdezucht (www.grunderhorses.ch). Die weite Ebene bei Hasle, es dürften um die vier Hektaren sein, ist neu hoch eingezäunt und – Steine eines örtlichen Anstosses – seit Mitte Mai mit acht Un-

terständen aus massivem Holz bestückt. Eine Bewilligung für diese Bauten in der Landwirtschaftszone hat der mustergültige Politiker nicht eingeholt. «Erst eine Woche nach der Montage hat er die Behörden überhaupt kontaktiert», erklärt der Gemeinderat Hannes Bichsel und ergänzt: «Er hat eben eine *eigete* Art der Kommunikation.» Weil der BDP-Präsident die Unterstände nachträglich als «Fahrnische» deklariert hat, also als demontierbares Zugehör, kann er sie einstweilen drei Monate, bis August, stehen lassen. Ein Baugesuch ist beim kantonalen Raumplanungsamt indes noch nicht eingetroffen. Möglicherweise muss er rückbauen; wahrscheinlicher ist, dass



Mysteriös: Geschäftsführer Schlatter.

der Korrekte irgendwie eine Genehmigung für seine *Faits accomplis* ergattern wird.

Nicht nur wegen solch wilder Aktionen hält in Hasle die Begeisterung für Grunders Umtriebe sich in engsten Grenzen. Die Kirchgemeinde ist verärgert, weil er kurzerhand nach der Pacht einer weiteren Liegenschaft den Besuchern des Gottesdienstes die traditionellen Parkplätze aufgekündigt hat. Die Bauern brummen, weil «der Abgehobene» ihnen mit seinen Millionen das beste Agrarland für seine Pferdeherde weggeschnappt hat.

Der Gemeinderat schliesslich goutierte die stolzen Rechnungen seiner Vermessungsfirma nicht mehr («zu wenig Leistung zu überrissenen Honoraren», meint ein Behördenmitglied) und stellte die Zusammenarbeit mit Grunders Ingenieuren ein. Der zuständige Gemeinderat Walter Wüthrich erläutert, die Firma habe die Termine nicht eingehalten und überdies hohe und intransparente Pauschalabrechnungen präsentiert. «Im Interesse der Gemeinde» habe man den Konflikt durchstehen

und eine bessere Lösung suchen müssen. Die Konkurrenz arbeite termingerecht und um einen Drittel günstiger. Jede Gemeinde, die beim Quasimonoplisten Grunder aussteigt, der neben Bundes- und Kantonsämtern über sechzig Kommunen unter Vertrag hat, kann locker einen fünfstelligen Betrag einsparen.

Sponsoren wollen Grunders Abgang

Den negativen Entscheid mit Signalwirkung im Kanton mochte der Nationalrat nicht akzeptieren. Auf gerichtlichem Weg versuchte der Machtmensch, die Nachbarn in Hasle zu zwingen, seine AG weiterhin als offizielle Vermesserin zu akzeptieren. Vergeblich: «Der Grunder-Hans» hat den Prozess, den Auftrag und viel Prestige in der Region verloren. Offiziell will er sich dazu nicht mehr äussern, stellt den Vorgang aber doch als Racheakt dar: «Wer politisch aktiv ist, muss mit solchen Spielen rechnen.»

Viele Sponsoren und Sportfreunde, die den Langnauer Hockeyklub retten wollen, wünschen sich den Abgang des Mannes, der die Tigers vor Jahren gerettet, nun aber zu seinem Privatreich umfunktioniert hat. Der Grosssponsor vom Jakob-Markt, noch gar nicht angefragt, ob er das Engagement mit prominentem Logo auf dem Rücken der Spieler-Dresses weiterführen wolle, könnte sich «auch eine andere sinnvolle Verwendung für die sechsstellige Summe vorstellen».

In überschüssiger Vorfreude lancierte am Dienstag der Berner Hockey-Journalist und -Guru Klaus Zaugg via www.slapshot.ch die Eilmeldung, Grunder werfe «entnervt» das Handtuch. «Ich muss meine Gegner enttäuschen», dementiert der Totgesagte, der offenbar einige (Partei-)Freunde gefunden hat, die ihn aus dem finanziellen Schlamassel herausziehen wollen. Peter Jakob (BDP), Autor von spektakulären Anti-SVP-Inseraten, grosszügiger BDP-Sponsor der ersten Stunde und Besitzer der Jakob Seilerei AG (oder weltmännischer: der Jakob Rope Systems) im benachbarten Trubschachen, wird nächste Woche den Verein «Rette die Tigers!» vorstellen. Jakobs Rettungsring will neue Tigers-Aktien im Wert von einer Million Fran-

Die Bauern brummen, weil «der Abgehobene» ihnen das beste Agrarland weggeschnappt hat.

ken platzieren. Damit könnte der nationale BDP-Leader von den grössten Geldsorgen befreit werden. Um dessen Regentschaft in der Ilfishalle allerdings längerfristig zu sichern, ist eine weitere Aufstockung des Aktienkapitals in gleicher Höhe nötig, für die wohl die gleiche Helferschar sorgen muss.

Die Langnauer Tigers, ursprünglich ein Verein treuer und fanatischer Hockeyfreunde, mutieren von Grunders Machtbasis zum BDP-Parteibetrieb. ○

Mehrwertsteuer

Bern für IV-Nein

Von Urs Paul Engeler — Der Kanton rät Beschwerdeführern zur «politischen Kritik».

Eine Abstimmungsbeschwerde lohnt sich, selbst wenn auf sie nicht eingetreten wird wie im Falle der auf den 27. September illegal anberaumten Volksabstimmung über die Erhöhung der Mehrwertsteuer zugunsten der IV. Der eingeschriebene Brief kostet nur fünf Franken; der auf vier Seiten gewunden formulierte abschlägige Bescheid ist dann gratis und politisch sehr aufschlussreich.

Zunächst lernt der Beschwerdeführer aus der Feder der Berner Staatschreiberei, dass die Kantone gar keine selbständig handelnden Organe mehr sind, sondern nur noch die ferngesteuerten Tentakel des Bundes. Zwar wären sie per Gesetz verpflichtet, die «erforderlichen Anordnungen» zur korrekten Durchführung von Bundesabstimmungen zu erlassen. Somit müssten sie den Urnengang stoppen, der gesetzeswidrig spät angesetzt und überdies mit einem unrichtigen und nicht korrigierten Kreisschreiben des Bundesrats an die Kantone angekündigt wurde. Da auch ein Stand wie Bern indes «lediglich vollziehend tätig» sei, führt er blind auch die regelwidrig anberaumte Abstimmung durch.

Und vor den Willkürakten der Bundesbehörden, dies bestätigt die Absage eindrücklich, schützt kein einziger Paragraph im ausgedehnten Rechtsgestrüpp. Bundesrat und Bundesversammlung könnten den Termin wieder verschieben, die Vorlage abermals abändern, das Ergebnis nur teilweise oder gar nicht anerkennen. Dies alles ist mittlerweile denkbar bis möglich und wahrscheinlich, aber in keinem Falle anfechtbar. Dass die Kantone auf Beschwerden in ihrem Zuständigkeitsbereich nicht eintreten, gibt jedem Bürger nun die definitive Gewissheit, dass das Belieben von Regierung und Parlament das Land regiert und nicht das Recht, das nur für die restlichen 7,5 Millionen Menschen gilt. Dies ist staatspolitisch die entscheidende Botschaft.

Leicht bedauernd, räumen die Juristen immerhin ein, dass diese Konsolidierung der behördlichen Willkür doch etwas «unbefriedigend sein kann», und machen den Bürger, mit grafischer Hervorhebung der Passage, darauf aufmerksam, dass Behördenakte «einer politischen Kritik ausgesetzt» werden könnten.

Für die aktuelle Abstimmung über die Anhebung der Mehrwertsteuer auf 8 Prozent kann der regierungsrätliche Kritik-Tipp nur so lauten: nein zu dieser unlauteren Fiskalvorlage! ○

Kündigung auf Sozialistisch

Von Alex Baur — In einem dreisten Coup besetzt die linke Mehrheit im Zürcher Parlament Schlüsselstellen durch eigene Leute. Die heutige Stadtpräsidentin Corine Mauch (SP) zog die Fäden.



Geschützt von strenger Geheimhaltung: Corinne Mauch.

«Wir bedauern den Weggang sehr», liess Gemeinderatspräsident Robert Schönbächler (CVP) letzte Woche verlauten. «In gegenseitigem Einvernehmen», so die offizielle Wortregelung, habe man sich von Daniel Reuter, Leiter der Parlamentsdienste der Stadt Zürich, und von dessen Stellvertreter «getrennt». Es ist die übliche Leerformel, die im vorliegenden Fall geradezu nach einer Begründung schreit. Denn sowohl Reuter wie auch sein Stellvertreter geniessen über die Parteigrenzen hinweg einen tadellosen Ruf als integre, effiziente und vor allem politisch unabhängige Schaffer. Das Duo hat in den letzten sechs Jahren einen frischen Wind in die Amtsstuben gebracht, von Amtsmüdigkeit konnte keine Rede sein. Doch eine Begründung der «Trennung» gibt es nicht – angeblich wegen des «Persönlichkeitsschutzes».

Hinter verschlossenen Türen und unter strengsten Geheimhaltungsvorkehrungen sprach die «Interfraktionelle Konferenz» des Zürcher Gemeinderates den beiden Kadern diskussionslos eine Abgangsentschädigung von weit über 200 000 Franken zu (Insider sprechen von «jeweils etwas weniger als einem Jahreslohn»). Im Gegenzug verpflichten sich auch die Betroffenen, deren Privatsphäre angeblich geschützt werden soll, zu strikter Geheimhaltung. Und das mit gutem Grund. Gemäss Recherchen der *Weltwoche* steht hinter dem Abgang

eine Personalpolitik der rot-grünen Mehrheit, die ihre Übermacht eiskalt ausspielt, um Schlüsselstellen mit der eigenen Klientel zu besetzen.

Zwar trifft es zu, dass am Anfang der Geschichte personelle Konflikte im fünfköpfigen Team standen, das die Geschäfte des Parlaments auf administrativer Ebene begleitet. Zum einen geht es um die Rechnungsführerin S., der Dienstleiter Reuter im letzten Januar ordentlich gekündigt hatte. Belastet mit privaten Problemen, erbrachte die Frau die geforderten Leistungen schon lange nicht mehr. Seit dem Oktober 2008 hatte sie kaum noch gearbeitet. Eine Lösung stand auch drei Monate später nicht in Sicht. Die Kollegen mussten die Arbeit von S. nebenbei übernehmen. Nach der Kündigung meldete sich die Rechnungsführerin sofort krank und legte beim Büro des Gemeinderates Rekurs ein.

«Ein Beamter alter Schule»

Im selben Zeitraum kündete Reuter auch dem Assistenten F., den er selber eingestellt hatte und der sich noch in der dreimonatigen Probezeit befand. Kaum hatte er die Stelle angetreten, legte F. gemäss einem Insider die «Mentalität eines Beamten alter Schule, der seine Stunden abhockt», an den Tag. Das habe sich negativ auf das ganze Team ausgewirkt. Trotz mangelhafter Leistungen forderte der Mann bereits

nach vier Wochen mehr Lohn. Als sich F. auch noch zweimal bei der Manipulation der Stempeluhr erwischen liess, war das Mass voll. In der Privatwirtschaft hätte das allein für eine fristlose Kündigung gereicht. Eine solche Begründung war in der Probezeit indes nicht einmal nötig. F. meldete sich sofort krank und rekurrierte gegen die Kündigung.

Umso härter traf es Daniel Reuter, als Gemeinderatspräsidentin Fiammetta Jahreiss (SP) beide Kündigungen kraft ihres Amtes umgehend wieder aufhob. Jahreiss desavouierte den Dienstleiter damit und schuf eine für alle Betroffenen unmögliche Situation. Reuter meldete sich in der Folge krank und übergab die Geschäfte seinem Stellvertreter.

Nacht-und-Nebel-Aktionen

Doch nun schlug Jahreiss gleich nochmals zu: Sie nutzte Reuters Abwesenheit, um auch dem Stellvertreter zu kündigen – fristlos. Die Kündigung hielt einer juristischen Überprüfung nicht stand und musste gleich wieder zurückgenommen werden. Doch eine Zusammenarbeit war definitiv nicht mehr möglich. Jahreiss hatte Fakten geschaffen: Anstelle der beiden unproduktiven «Beamten» standen nun die beiden tatkräftigen Chefs faktisch auf der Strasse.

In einer nächsten Blitzaktion wurde der vakante Chefposten mit Marion Engeler besetzt. Wie der «Beamte F.» ist auch Engeler formell parteilos. Insider rechnen aber beide klar dem linken Lager zu. Als Sekretärin der Geschäftsprüfungskommission, die im Januar 2008 der damaligen Sozialvorsteherin Monika Stocker (GP) einen hanebüchernen Persilschein ausstellte, hatte Engeler ihre Loyalität zur herrschenden Mehrheit unter Beweis gestellt.

Um eben derartigen politischen Klientelismus zu vermeiden, wurden die Parlamentsdienste in Zürich (gegen den Widerstand der Ratslinken) als eine Art autonomer Dienstleistungsbetrieb definiert, der allen Parteien gleichermaßen offenstehen soll. Das Parlament wählt lediglich den Dienstleiter, der seine Crew nach fachlichen Kriterien zusammensetzt. Auf eine Initiative der Gewerkschafterin Judith Bucher (SP) wurde allerdings festgelegt, dass Rekurse gegen Entlassungen bei den Parlamentsdiensten nicht mehr vom Bezirksrat, sondern vom Büro des Gemeinderates behandelt werden. Von dieser Sonderregelung macht das links-grün dominierte Parlament in seinem Powerplay nun hemmungslos Gebrauch.

Gemäss Insidern zog die damalige SP-Fraktionschefin und heutige Stadtpräsidentin Corine Mauch beim Coup gegen den Leiter der Parlamentsdienste im Hintergrund die Strippen. Die Behauptung lässt sich nicht überprüfen. Die strenge Geheimhaltung schliesst offene Recherchen aus. Mit den grosszügigen Abgangsentschädigungen wurden auch die Betroffenen zum Schweigen gebracht – auf Kosten des Steuerzahlers, der nichts erfahren darf. ○

Es brechen die Dämme

Von Carmen Gasser — Kommende Woche beginnt in Miami die Gerichtssache «USA gegen die UBS». Gefügte Schweizer Banken werfen ihre US-Kunden heute schon raus. Adieu, Bankgeheimnis!



Vor einem Striptease mit weitreichenden Folgen: die Schweizer Grossbank in den USA.

Am kommenden 13. Juli, einem Montag, findet ein Ereignis mit voraussichtlich hohem Unterhaltungswert statt. Wäre das zu erwartende Schauspiel nicht derart brisant für den Finanzplatz Schweiz, man könnte darüber Witze reissen. Doch die Lage ist ernst, todernst. Im Sonnenstaat Florida, genauer in Miami, wird der Fall «United States of America versus UBS» verhandelt. Ein Ort mit Symbolkraft: Die Metropole gilt als Offshore-Zentrum für Fluchtgelder aus Lateinamerika, als sicherer Hafen für dubiose Geldströme.

Von der Schweizer UBS verlangt die amerikanische Steuerbehörde IRS an ebendiesem Ort die Offenlegung von 52 000 Kontoverbindungen, welche die Bank in der Schweiz mit US-Bürgern unterhält, und das Schweizer Justizdepartement stellt sich in einer 55-seitigen Eingabe gegen dieses Begehren. Geht es nach den US-Behörden, soll dies ein Striptease mit weitreichenden Folgen werden. Nur unverbesserliche Optimisten hoffen noch, dass in letzter Minute ein milliardenschwerer Vergleich das Schlimmste abwenden könnte – wie seinerzeit, vor über zehn Jahren, beim Vergleich mit den Holocaustopfern. Das juristische Prozedere mit Klageeingabe, Replik und Duplik ist nun abgeschlossen, nächste Woche treffen sich die Parteien erstmals vor Gericht. Für den emeritierten Ökonomiprofessor Wal-

ter Wittmann ein klarer Fall. «Die Amerikaner wollen eine Verurteilung», sagt er, «ein Exempel, das sie statuieren können, und sie bekommen als Zugabe sogar noch viel Geld.»

Wie lange sich der Fall auch in die Länge ziehen dürfte: Der UBS fließen Kundengelder ab, bereits sind es weitere Hunderte von Millionen. Der ungelöste Fall zieht den Aktienkurs der UBS nach unten und tangiert so auch das Investment der Schweizer Eidgenossenschaft an der schweizerischen Grossbank. Auch andere inländische Wettbewerber reagieren auf die Kompromisslosigkeit der Amerikaner. Zahlreiche Schweizer Banken ziehen sich aus dem Geschäft mit in den USA steuerpflichtigen Personen zurück, wie mittlerweile bekannt wurde. Bis Ende Jahr will etwa auch die Zürcher Kantonalbank allen Kunden mit Wohnsitz in den USA die Konten kündigen. Noch drastischer geht die Genfer Privatbank Mirabaud vor: «Die wenigen US-Kunden, die wir haben, werfen wir jetzt raus», liess sich Yves Mirabaud, Mitglied im Exekutivausschuss und Gesellschafter, jüngst in einem Interview mit der *Financial Times Deutschland* zitieren. Die drittgrösste Privatbank der Schweiz, die HSBC, verlangte bereits im Jahre 2008 von Kunden mit Konten in der Schweiz, auf das Bankgeheimnis gegenüber 28 Ländern zu verzichten. Wie viele kleinere Banken ebenfalls den Rück-

wärtsgang einschalten, ist schwer abschätzbar. Das Bankgeheimnis steht auch an anderen Fronten zur Disposition.

Die Grossbank Credit Suisse stellte ihren Kunden bereits ein Ultimatum: Alle Kunden mit französischen Aktien und Finanzinstrumenten im Depot müssen unterschreiben, dass ihre Daten auf Anfrage der Börsenaufsicht in Paris gemeldet werden können. Tun sie dies nicht, bleibt ihnen nur der Weg, die Papiere zu einer anderen Bank zu tragen.

«Es gibt kein Zurück»

«Dies sind erst die Anfänge der Auswirkungen, die gänzlich noch gar nicht absehbar sind», ist HSG-Professor Manuel Ammann überzeugt. Denn die Amerikaner würden eine duale Strategie verfolgen. Sie versuchen vehement, Gelder von Steuerpflichtigen im eigenen Land zu behalten oder dorthin umzuleiten. Dass davon auch das Schweizer Bankgeheimnis betroffen ist, motiviert die US-Behörden zusätzlich, so Ammann. Eine Strategie, die von Erfolg gekrönt zu sein scheint.

Das könnte bei anderen Ländern Schule machen. «Wenn die wichtigsten Länder ihre Finanzplätze dichtmachen, hätte das dramatische Auswirkungen», so Ammann. Im schlimmsten Fall, so rechnet der Wirtschaftspräsident vor, könnten von den rund 2100 Milliarden Franken, welche an Offshore-Geldern in der Schweiz liegen, rund 1000 Milliarden von Privaten abgezogen werden.

«Die Schweiz hätte mehr Rückgrat zeigen sollen», ist Ammann überzeugt. Vor allem die Auslieferung der Kundendaten durch die Finanzmarktaufsicht im vergangenen Frühjahr trage Schuld an der Schwäche der derzeitigen Verhandlungsposition der Schweiz. Dass ein hohes Rechtsgut geopfert worden sei, wiege schwer. «Die Sicherung des Bankgeheimnisses stellt ein höheres Gut dar als der konkrete Fall einer Bank», urteilt Ammann.

Das Bankgeheimnis also ein Auslaufmodell? Selbst Konrad Hummler, derzeit ranghöchster Privatbankier im Land, kann dies nicht mehr ausschliessen: «Die Geschäftsmodelle, die mit Hilfe des Bankgeheimnisses vor einer Besteuerung schützen, müssen überdacht werden.»

Professor Walter Wittmann sieht es seinem Naturell entsprechend noch düsterer. «Wir sind schon weit weg vom Anfang des Endes des Bankgeheimnisses. Wir bewegen uns zur Ziellinie hin, und es gibt kein Zurück.» Er sieht die Anfänge der Aufweichung des Bankgeheimnisses bereits 1946, als die Schweiz mit dem Washingtoner Abkommen Busse zahlte für Geschäfte aus dem Zweiten Weltkrieg. «Die ganz Schlaunen schreiben heute, wir sind nicht darauf angewiesen. Das wäre so, wie wenn ein Milliardär sagte, er sei pleitegegangen, da er kein Geld brauche.» ○

Grossbanken verkleinern

Von Kurt Schiltknecht — Grossbanken wie die UBS oder die Credit Suisse müssen auf ein für unsere Volkswirtschaft verkraftbares Mass geschrumpft werden. Ein Vorschlag, wie dies geschehen könnte.



Abspecken tut not, damit das Risiko kontrollierbar bleibt: UBS-Chef Oswald Grübel.

Die Bankenkrise hat uns die Unvollkommenheit unserer Gesellschaft vor Augen geführt und klargemacht, dass wir weder alle Zusammenhänge verstehen noch einigermaßen zuverlässig die künftige Entwicklung voraussagen können. Fehlentscheidungen sind ein inhärenter Bestandteil unseres Lebens. Die Wirtschaftspolitik muss sich auch mit der Frage beschäftigen, wie die negativen Auswirkungen von Fehlentscheidungen auf die Volkswirtschaft begrenzt werden können.

Kapitalismus und freie Marktwirtschaft haben sich trotz der auch ihnen inhärenten Probleme als beste Antwort auf die menschliche Unvollkommenheit erwiesen. Voraussetzung ist allerdings, dass der Staat mit guten Rahmenbedingungen, beispielsweise mit Monopol- und Kartellverboten, für einen gut funktionierenden Wettbewerb sorgt. In einer Marktwirtschaft werden Fehlentscheidungen deshalb rasch korrigiert, weil die damit einhergehenden Verluste den Druck zu Korrekturmassnahmen erhöhen. Unterbleiben die notwendigen Anpassungen, können Fehlentscheidungen im Bankrott münden. Langfristig setzen sich die richtigen Entscheidungen, die guten Produkte und die besseren Unternehmungen durch.

Die Stellung der Banken in einer Volkswirtschaft erfordert spezielle Regulierungen. Die

aktuelle Finanzkrise hat vor allem die Problematik grosser Banken offenbart. Als Folge der Liberalisierung der Finanzmärkte und der abnehmenden Grenzkosten für Finanzprodukte hat die Konzentration im Bankwesen stark zugenommen. Die führenden Banken sind so gross geworden, dass der Staat und die Notenbank sie nicht mehr pleitegehen lassen können. Ein Bankrott würde das gesamte Bankensystem und damit auch den Rest der Wirtschaft in eine tiefe Krise reissen. Das Verhindern eines Bankenzusammenbruchs ist mit Kosten verbunden, die unter Umständen sogar den Wohlstand eines Landes gefährden können. Dies illustriert die gegenwärtige Bankenkrise. Die Asymmetrie zwischen den Vorteilen einer sehr grossen Bank für Management und Aktionäre und den Kosten, die sich aus der Rettung der Bank ergeben können, erfordert staatliches Eingreifen.

Auf Überlebensgarantien verzichten

Das Problem der unter volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten überdimensionierten Banken könnte einfach und erst noch marktwirtschaftlich gelöst werden. Der Gesetzgeber müsste von den Banken nur Eigenmittel fordern, die progressiv mit der Bilanzsumme ansteigen. Im Gegensatz zum Vorschlag der Nationalbank, die nur eine höhere Eigenkapitalquote fordert, müsste bei diesem Ansatz eine

Bilanzausweitung mit einem überproportionalen Anstieg der Eigenmittel bezahlt werden. Den Banken wäre es überlassen, zu entscheiden, welches die für sie optimale Bilanzsumme beziehungsweise Eigenmittelquote darstellt. Da eine grosse Bilanzsumme mit hohen Eigenkapitalkosten verbunden wäre, würde es sich für die grossen Banken lohnen, Teile ihrer Aktivitäten, etwa das Investmentbanking, abzutrennen und als selbständige Einheiten auf den Markt zu bringen. Eine Alternative wäre der Verkauf von Geschäften an Banken, die ihre optimale Grösse noch nicht erreicht haben. Mit einer progressiven Eigenkapitalregelung könnte die für die Industriestaaten bedrohliche Bankenkonzentration auf marktwirtschaftliche Art rückgängig gemacht werden. Die Banken müssen letztlich auf ein Niveau redimensioniert werden, auf dem implizite Überlebensgarantien nicht mehr notwendig sind. Eine Redimensionierung erleichtert zudem die Aufgabe der Aufsichtsgremien, und der Bedarf an Regulierungen nimmt ab.

Positives Schrumpfen

Die Möglichkeit, bankrottzugehen, würde sich wesentlich positiver auf die Geschäftspolitik auswirken als viele der neu geplanten Vorschriften. Der schweizerische Finanzplatz wird durch ein Schrumpfen der Bilanzen von Grossbanken nicht gefährdet. Das Vermögensverwaltungsgeschäft erfordert keinerlei grosse Bilanzsumme. Im Gegenteil, kleinere Grossbankbilanzen würden mithelfen, das für den Erfolg des Finanzplatzes zentrale Stabilitätsimage der Schweiz wieder zurückzugewinnen.

Da Manager ihre Macht und Bonus-Pfründen nicht abgeben wollen, stossen höhere Eigenmittel auf keine Gegenliebe. Lieber stimmen die Manager in den Chor der Aufsichtsbehörden und Politiker ein, die das Problem des «too big to fail» mit einem kostspieligen Ausbau der nationalen und internationalen Aufsichtsgremien und neuen Regulierungen lösen wollen. Doch mit solchen Ansätzen lassen sich die Probleme der Finanzmarktstabilität nicht lösen. Sie streuen dem Laien Sand in die Augen und verbreiten eine falsche Sicherheit. Aufsichtsgremien können die Risiken nicht besser beurteilen als die Bankiers. Auch die Überwachungsbehörden treffen Fehlentscheidungen. Der Beitrag, den die Aufsichtsbehörden oder die internationalen Organisationen in der Vergangenheit zur Prävention von Finanzkrisen geleistet haben, ist bescheiden. Diese Institutionen haben sich bestenfalls mit Mitteln der Steuerzahler als Notfallärzte profiliert.

Statt bei der nächsten Krise weitere Milliardenbeträge in marode Banken und ineffiziente internationale Organisationen zu stopfen, wäre es besser, das Übel an der Wurzel zu packen und die grossen Banken weltweit, zumindest aber in der Schweiz, auf ein volkswirtschaftlich tragbares Risiko zu redimensionieren. ○

Constantin, Gilliéron, Mader

Wenige Wochen ist es her, seit Christian Constantin, berühmter Präsident des FC Sion, in der *Weltwoche* seine Lebensphilosophie darlegte («Zur Belohnung für meine harte Arbeit kaufe ich mir jedes Jahr den neuesten Ferrari»). Dass der millionenschwere Architekt aus Martigny auch überaus sparsam sein kann, bewies er beim Trainingslager des FC Sion während des vergangenen Osterwochenendes. Für drei Tage quartierte sich die versammelte Mannschaft samt präsidialer Entourage im schönen Hotel «Rigiblick am See» in Buochs NW ein, um sich auf den bevorstehenden Cup-Halbfinal gegen den FC Luzern vorzubereiten. Die Mission war erfolgreich: Sion gewann das Spiel im Penaltyschiessen und holte sich später in Bern sogar den Cup-Sieg. Constantin war über seinen minutiös geplanten Erfolg derart begeistert, dass er verkündete, er wolle im kommenden Herbst erneut nach Buochs ins Trainingslager einrücken. Das dürfte nun allerdings selbst für den gewieftesten aller Schweizer Fussballmanager schwierig werden. Das Hotel «Rigiblick am See» wartet nämlich bis heute auf die Bezahlung der ausstehenden Rechnung für das Osterlager. Mittlerweile wurde eine Betreuung eingeleitet, auf die der FC Sion mit einem Rechtsvorschlag geantwortet hat. Auf Anfrage der *Weltwoche* lässt Constantin über seinen Sprecher Nicolas Pillet ausrichten: «Wir haben die Rechnung bezahlt.» Um sogleich ein weiteres Kapitel seiner Lebensphilosophie anzufügen: «Diese Art von Informationen gehen die Medien überhaupt nichts an.» (aku)

Seit Peter Gilliéron zum neuen Präsidenten des Schweizerischen Fussballverbandes (SFV) gewählt worden ist, ranken sich Gerüchte um seine Nachfolge als SFV-Generalsekretär. Laut der Zeitung *Berner Bär* steht eine ebenso überraschende wie polarisierende Person zur Auswahl: Regula Mader, Berner SP-Regierungsstatthalterin, will auf Ende Jahr offenbar von der einen Berner Amtsstube in die andere wechseln. Sie soll sich bereits zu ersten Gesprächen mit der SFV-Führungsspitze getroffen haben. Bestätigungen oder Dementis gibt es von offizieller Seite bis jetzt keine. Einen Namen gemacht hat sich Mader in der Vergangenheit weniger als Fussball-Expertin, sondern vielmehr als Autorin eines Gefälligkeitsgutachtens, in dem sie die desolaten Zustände im Amt von Parteigenossin Edith Olibet, Sozialvorsteherin der Stadt Bern, seitenlang schönredete. Maders Wahlchancen stehen also gut, falls sich die Fussballverbands-spitze mit loyalen respektive unkritischen Amtsträgern umgeben möchte. (aku)

Beschleunigte Kirche

Von Peter Ruch — Abtbischof Martin Werlen ist dankbar, dass in seinem Glauben die Gesundheit keine Hauptsache ist. Ihm sei geraten, sich besser an der Heiligen Schrift zu orientieren.



Keine Religion: Einsiedler Abtbischof Martin Werlen.

Abtbischof Martin Werlen hat sich unlängst zum Thema Gesundheitspolitik geäußert (*Weltwoche* Nr. 23/09) und dabei die Forderungen der CVP nach einem Umbau des Gesundheitswesens gelobt. Die Partei, die sich seit über 20 Jahren im Abwind befindet, kann bischöflichen Beistand sicher gut brauchen, umso mehr, als sie die wichtigsten gesundheitspolitischen Fehlentscheidungen immer herzhafte befürwortet hat.

Die Gesundheit sei zu einer Religion geworden, schreibt Werlen. Schon 1951 liess sich der evangelische Theologe Karl Barth über das Thema aus und stellte fest, dass die Krankheit der Einbruch des Todesreiches ist und zum Menschsein gehört. Absolute Gesundheitsforderungen wie diejenige der Uno sind daher unmenschlich. Übernimmt nun Werlen Barths Erkenntnis knapp 60 Jahre später, gebührt ihm ein Kompliment.

So schnell ist die römisch-katholische Kurie nicht immer. Um die Erkenntnisse Galileis nachzuvollziehen, brauchte sie über 300 Jahre. Aber vielleicht ist Werlen doch noch nicht bei

Barth angekommen, wenn er schreibt: «Ich bin dankbar für meinen Glauben, in dem die Gesundheit nicht die Hauptsache ist.» – Ich kenne Menschen, die einen solchen Glauben auch hatten und bei denen die Gesundheit trotzdem plötzlich zum grossen Thema aufstieg – weil sie schwerkrank wurden. Werlens Satz kann zynisch wirken. Ich rate ihm deshalb, sich auf diesem Feld weder an der CVP noch an der eigenen Befindlichkeit, sondern an der Heiligen Schrift zu orientieren. Dort kommen kranke Menschen auffallend oft vor.

Dass «die Frage nach der Hauptsache im Leben vielleicht sogar die Finanzen ins Lot bringen» könnte, dringt hoffentlich bis ins Innenohr der CVP. Sie wird das beweisen können, wenn das nächste Mal Liberalisierungen im Gesundheitswesen zur Debatte stehen.

Wenn die Gesundheit keine Religion ist, kann jeder selber entscheiden, wie wichtig sie ihm ist und wie viel er dafür bezahlen will.

Peter Ruch ist evangelisch-reformierter Pfarrer in Küssnacht am Rigi.

Spiel's nicht noch mal, Anita!

Von Philipp Tingler — Es gebe einen nervigen Kult um die Schwulen, schrieb die *Weltwoche*. Jetzt kommt die Replik: Der Kampf um Gleichberechtigung muss weitergehen. Tunten hin oder her.

«Konservativ? Natürlich bin ich es nicht; denn wollte ich es meinungsweise sein, so wäre ich es immer noch nicht meiner Natur nach, die schliesslich das ist, was wirkt.» Dieser Ausspruch Thomas Manns trifft es genau: Immer wenn mir eine dieser verbitterten, affektierten überfrisierten Tucken mit Louis-Vuitton-Tasche und Abercrombie-T-Shirt über den Weg läuft, die nur Oberflächlichkeit und Negativität ausstrahlen, weil sie sich selbst nicht leiden können und auch sonst niemanden haben, der sie liebt, dann werde ich meinungsweise ziemlich konservativ. Plötzlich poche ich auf innere Werte. Auf Dezenz, Bildung und Umgangsform. Doch dann lese ich so etwas wie diese Titelgeschichte zum Homo-Thema in der letzten *Weltwoche*. Da meldet sich meine Natur und ruft: «Der Kampf muss weitergehen!»

Vor dem Ruf der Natur allerdings meldete sich nach Lektüre besagten Artikels zunächst die Stimme der Vernunft. Und zwar wie meistens mit einer Frage, die in diesem Falle lautete: «Haben die Herren von der *Weltwoche* keine anderen Sorgen?» Der gesamte Beitrag von Philipp Gut war inspiriert von dem Wunsch, jetzt mal «unverkrampt» und «nüchtern» eine total andere Auffassung zur Homo-Frage zu vertreten – und heraus kam ein prüdes, kleinbürgerliches Sittenpamphlet, getragen von Klischees, Behauptungen und Paranoia.

Herr Gut konstatiert zu Beginn seines Aufsatzes: «Besonders akzeptiert sind die Homosexuellen in der Schweiz.» Um anschliessend überhaupt nicht mehr von der Schweiz zu sprechen, sondern nur noch über Zürich. «Der Staat fördert Homosexuelle», schreibt Gut weiter, und hier beginnt eine Konfusion, die den ganzen Artikel durchzieht: die Verwechslung von «Förderung» und «Gleichstellung».

Bitte nie «lesBischwul»

Gut schreibt stets «Schwulenförderung», wenn er von Massnahmen etwa bei Polizei und Militär spricht, bei denen es lediglich um die Beseitigung bestehender Diskriminierung geht. Förderung – das klingt, als würden Schwule bevorzugt und verhätschelt, und kein anderes Bild entwirft Gut mit seiner verunglückten, nicht durchhaltbaren und unbegründeten Analogie von Homosexualität als «Religion» oder «Ideologie», also einer gewählten und damit auch wechselbaren Anschauung.

Homosexualität ist nichts dergleichen. Sie ist auch kein Beruf. Homosexualität ist eine Eigenschaft, wie Linkshändigkeit. Und sowe-

nig mir vermeintliche Homo-Aktivist:innen liegen, die daraus mit Monsterausdrücken wie «lesBischwul» eine Ideologie machen, so wenig liegen mir homophobe Paranoiker mit derselben Absicht. Die Pole berühren sich, mal wieder.

In die Abteilung «Paranoia» gehört ebenfalls die Rede von einer allumfassenden Verschwörung der Gesellschaft. «Die Homosexualisierung der Gegenwart erreicht Rekordwerte», behauptet Gut. Aber ausser ein paar schwulen Fernsehmoderatoren und dem Verweis auf die schwule «Hoheit in Mode und Designfragen» fällt ihm dazu nichts ein. Womit er also nur die Homo-Klassiker aufgelistet hätte, die, auch wenn man miteinbezieht, dass ein paar heterosexuelle Männer mehr heute Selbstbräuner benutzen und wohl kein lebender Mensch mehr Haarprodukte einsetzt als Cristiano Ronaldo, gewiss nicht als hinreichender Beleg dafür durchgehen können, «dass der schwule Lifestyle weite Teile des öffentlichen Lebens dominiert».

Philipp Gut verrät uns auch nicht, was «schwuler Lifestyle» sein soll. Stattdessen fragt er mit der apokalyptischen Vision der Homo-Weltverschwörung vor Augen: «Kommt als Nächstes die Latexfraktion? Oder beglücken uns die Tierliebhaber mit ihren Vergnügungen?» Abgesehen von der platten Reduzierung

von Homosexualität auf Sexualität (an der die Homos selbst nicht unschuldig sind) – kommt mir das auch sonst bekannt vor. Das hatten wir schon mal, vor über 30 Jahren. Damals formierte sich in den USA eine ultrakonservative Allianz, an deren Spitze die Schnulzensängerin, Werbespot-Schauspielerin und Ex-Miss-Oklahoma Anita Bryant stand, um die Homo-Emanzipationsbewegung zu stoppen. Auch damals warnte man vor der drohenden Verschwulung und Verschwörung, und Frau Bryant argumentierte, wenn man den Homos nicht Einhalt gebiete, dann kämen als Nächstes die Prostituierten. Und die Leute, die mit Bernhardinern verkehrten. Also: Tierliebhaber.

Es gäbe noch etliches aufzuführen, zum Beispiel über den absurden Umstand, dass ledige Homosexuelle in der Schweiz Kinder adoptieren können, dieses Recht aber verlieren, sobald sie eine eingetragene Partnerschaft eingehen. Oder darüber, dass Schwule in der Schweiz (wie auch in Deutschland) kein Blut spenden dürfen. Oder darüber, dass man nicht erst bis Teheran fahren muss, sondern bloss bis Warschau oder Riga, um als Homo sein Leben aufs Spiel zu setzen. Ich aber schliesse, wie ich begonnen habe, mit Thomas Mann, der zur Homosexualität feststellte: «Tatsächlich ist über eine Gefühlszone, aus der das Mediceer-Grabmal und der David, die Venezianischen Sonette und die Pathétique in h-Moll hervorgegangen sind, nicht gut schimpfen oder spotten.»

Der Kampf geht weiter. Zieh dich warm an, Anita! Aber nicht mit dieser Glanznylonjacke von Montcler. Die ist so was von *last season*.

Philipp Tingler ist Schriftsteller, Wirtschaftswissenschaftler und Doktor der Philosophie. Er schreibt Kolumnen für diverse Magazine.

Filmrezension zu «Brüno» Seite 54



Drohende Verschwulung: Anita Bryant, bei Pressekonferenz mit Torte beschmissen, 1977.

Dolchstösse von der NZZ

Von Christoph Mörgeli

Im Iran demonstrieren Studenten mit Handy und Internet – und jetzt auch noch die Basari. «Diese Händler haben schon dem Schah-Regime den Dolchstoss versetzt», weiss die NZZ am Sonntag. Glauben wir der NZZ, wird eine Bemerkung von Sarkozy als «Dolchstoss in den Rücken tunesischer Menschenrechtsverteidiger» empfunden. Die Fussballer von Olympique Marseille seien gegen Paris Saint-Germain «zum Dolchstoss fähig», so die NZZ. Gemäss NZZ bedeutet der Song einer irischen Popband «den Dolchstoss ins Herz der englischen Upperclass». «Von einem Dolchstoss» spricht laut NZZ ein Gay-Vertreter nach dem Urteil eines Einzelrichters gegen Sex in Gastbetrieben.

Hat angesichts solch gehäufter Dolchstösse die Brutalität junger Zehntklässler nun sogar auf bestandene NZZ-Redaktoren übergegriffen? Gemach. Der Dolchstoss hat beim vornehmen Weltblatt eine lange Tradition. Die *Neue Zürcher Zeitung* schrieb am 17. Dezember 1918: «Was die deutsche Armee betrifft, so kann die allgemeine Ansicht in das Wort zusammengefasst werden: Sie wurde von der Zivilbevölkerung von hinten erdolcht.» Damit war die berühmte Dolchstosslegende geboren: Eine revolutionär verhetzte Heimat sei dem Frontheer in den Rücken gefallen und habe den militärischen Sieg preisgegeben. Noch am gleichen Tag griff die nationalistische *Deutsche Tageszeitung* die vermeintlich unparteiische NZZ-Aussage aus der neutralen Schweiz begierig auf. So erhielten Generäle, Monarchisten, Militaristen und Reaktionäre fortan die ebenso wohlfeile wie hochwillkommene Erklärung für ihr Versagen im verlorenen Weltkrieg.

Am 17. Dezember 1918 erschien der folgenreichste Artikel in der 229-jährigen Geschichte der NZZ. Die Verschwörungstheorie der Dolchstosslegende trug wesentlich zum Scheitern der Weimarer Demokratie bei. Ist demnach die liberale Schweizer Traditionszeitung schuld am Ende von Weimar, an Hitler, Zweitem Weltkrieg und Holocaust? Gemach. Aber sie ist immerhin aufgefordert, den Dolchstoss journalistisch etwas überlegter einzusetzen. Und wenigstens bei der nächsten Festschrift ihres Haushistorikers den wirkungsmächtigsten Beitrag des Blattes nicht völlig zu übergehen. Oder beim Ritt durchs Zeitgeschehen gelegentlich vom hohen Ross herunterzusteigen. Wie es die deutschen Herrenreiter ohne Dolchstosslegende schon 1918 hätten tun müssen.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Wann wird der Hund begraben?

Von Peter Bodenmann — Die SVP fordert einmal mehr die Volkswahl des Bundesrates. Dabei kann sie damit nur verlieren.



Kreide fressen: Bundesrat Maurer und Ex-Bundesrat Blocher.

Der Tourismus in Schottland läuft dank dem schwachen Pfund ausgezeichnet. Die Hotels und Pensionen sind gut ausgelastet. Deshalb ist es in diesem Sommer still um den Loch Ness. Schottland braucht kein Ungeheuer.

Der Rücktritt von Pascal Couchepin lässt die Parteien und Medien hyperventilieren. Anstatt noch einmal mit Christoph Blocher anzutreten, fordert die SVP Zürich von der SVP Schweiz die Lancierung einer Initiative zur Volkswahl des Bundesrates.

Zwischenfrage: Wie viele Male hat die noch grösste Partei der Schweiz in den letzten Jahren bereits eine Initiative zur Volkswahl des Bundesrates angekündigt, ohne auch nur einen müden Bleistift zu bewegen?

Schlimmer, die SVP weiss bis heute nicht, ob sie den Bundesrat nach dem Proporz- oder dem Majorzsystem wählen lassen möchte. Im Gegensatz dazu wissen die Schotten seit Jahrzehnten, wie das Ungeheuer von Loch Ness aussieht.

In der Schweiz wollen die Menschen, dass alle wichtigen Parteien in den Exekutiven von Gemeinde, Kanton und Bund vertreten sind. Dies in der Logik einer tiefverwurzelten helvetischen Vollkasko-Mentalität: Wenn alle mitregieren, wenn sich alle gegenseitig kontrollieren und bremsen, dann sinkt die Gefahr von politischen Totalschäden. Die so erzielte Entschleunigung der Politik lässt die meisten Schweizer angstfreier leben.

Die Volkswahl des Bundesrates nach dem Majorzsystem ändert daran wenig bis nichts. Es würden absehbar drei Blöcke zur Wahl antreten: halblinks die SP und die Grünen. Halbrechts die zwangskonkubinierten Parteien CVP und FDP. Und aus dem nationalen, fremdenfeindlichen Eck heraus die SVP.

Die Parteien müssten Kandidaten aufstellen, die über die eigenen Parteigrenzen hinweg Stimmen machen. Dies führt in aller Regel – wie die Erfahrungen in den Kantonen und Gemeinden belegen – zur politischen Rezentrierung aller Kandidatinnen und Kandidaten. Christoph Blocher würde nicht als Bundesrat gewählt. Ueli Maurer nur, wenn er weiter brav Kreide frisst und aufhört, die Deutschen zu beschimpfen.

Erste Umfragen zeigen: Die Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer will ihre Bundesräte gar nicht wählen. Die Abwahl von Christoph Blocher hat auch zeitverzögert keine breite Empörung ausgelöst. In Schottland würden *bookmakers* Wetten entgegennehmen: Wann begräbt die SVP den toten Hund Volkswahl des Bundesrates zum fünften Mal?

Obwohl Grüne und SP eigentlich ein Interesse daran haben müssten, den Bundesrat nach den Regeln des Proporz durch das Volk zu wählen. Nichts würde Ihnen mehr helfen. Alt SP-Ständerat Otto Piller sah dies noch richtig.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Die letzte Chance

Von Kurt W. Zimmermann — Man glaubt es kaum: Der Ringier-Verlag zeigt rund um den *Blick* erstmals Ansätze von Vernunft.

Wenn der Chefredaktor einer grossen Zeitung gefeuert wird, dann gibt es eine alte Branchenregel. Der Gefeuerte lächelt kühl und sagt: «Kein Problem.»

Als *Blick*-Chefredaktor Bernhard Weissberg letzte Woche gefeuert wurde, war das anders. Sein Vorgesetzter Marc Walder, Schweiz-Chef von Ringier, teilte ihm nüchtern mit, er sei für die Zukunft des Blattes der falsche Mann. Der Gefeuerte reagierte unprofessionell mit lautem Protest.

Blick-Chef Weissberg hatte sich zu sicher gefühlt. Er war bei Ringier immer der loyalste Adlatus von Chefpublizist Frank A. Meyer gewesen. Meyer entschied in den letzten zehn Jahren über die Blattlinie des *Blicks*, weil er stets das Ohr von Besitzer Michael Ringier fand. Weissberg nickte stets eifrig dazu.

In den letzten zehn Jahren fuhr deshalb der *Blick* als einzige Boulevardzeitung der Welt eine dezidiert sozialistische Linie. Erbittertes Blocher-Bashing und Manager-Bashing ergänzten sich mit einer hymnischen Anbetung der EU und jeder Form von Umverteilung. Besonders links gebärdeten sich *Blick* und *Sonntagsblick* nach 2002, als Weissberg Chef des gesamten Zeitungsbereichs wurde. Hier konnte er Freund Meyers Mission noch besser durchsetzen.

Es war eine ideologische und nicht eine journalistische Strategie. Die Leser nahmen folgerichtig Reissaus. Von seiner Höchstaufgabe von 382 000 Exemplaren stürzte der *Blick* auf unter 230 000 ab. Die Generallinie des sozialromantischen Kampfblatts behielt man dennoch trotzig bei.

Vor wenigen Wochen änderte sich die Lage fundamental. Schweiz-Chef Walder konnte Michael Ringier von einem neuen *Blick*-Konzept überzeugen, das mit der Vergangenheit radikal brach. Nach längerem Zögern stimmte Ringier zu.

Nach diesem Konzept soll der *Blick* wieder echten, harten Boulevard bieten wie zuletzt in den achtziger Jahren. Er rückt politisch in die Mitte. Er setzt, wie früher, auf süffige Storys, hat das Ohr nah am populären Puls und übernimmt das Rezept aller erfolgreichen Boulevardblätter, die innige Dauerbeobachtung der Prominenz. Traniges Gutmenschentum und schöngeistiges Feuilleton gehen hingegen über Bord. Formal erscheint der *Blick* wieder im grossen Zeitungsformat – damit genug Raum für fette Schlagzeilen bleibt.

Als Michael Ringier nach längerem Zögern dem neuen Konzept zustimmte, waren die



Erfolglose Ideologie: *Blick*-Chef Weissberg.

Personalien nur noch Management-Routine. *Blick*-Chef Weissberg, das Symbol für zehn Jahre erfolglose Ideologie, flog raus. Meyer konnte ihn nicht mehr halten. Er ist nach Berlin emeritiert.

Erleichtert wurde der Entscheid durch die Lage auf dem Anzeigenmarkt. 2009 wird der *Blick* erstmals Verluste machen, denn das Inseratevolumen ist um überproportionale 27 Prozent eingebrochen. Wir schätzen das heurige Minus auf drei bis vier Millionen.

Es ist spät, dass die Vernunft bei Ringier Einzug hält, vielleicht zu spät. Aber der *Blick* hat dennoch eine letzte Chance. Seine Chance ist, dass er ein rein journalistischer Sanierungsfall ist. Mit Verlagsmarketing kann man ihn nicht mehr retten. Den *Blick* können nur noch die *Blick*-Journalisten retten.

Es gibt genug Beispiele, wo das gelang und wo nahezu tote Titel journalistisch wieder auferstanden sind. Historische Beispiele sind etwa die *Schweizer Illustrierte*, der *Stern*, die *Schweizer Familie*, die *Zeit*, die *Weltwoche* und die *Washington Post*. Immer waren es kreative Journalisten, welche die Wende zurück zum Guten erkämpften.

Wir wollen der *Blick*-Redaktion also viel Glück wünschen, dass ihr das auch gelingt. Wir wünschen Glück, weil jeder Medienmarkt ein Boulevardblatt braucht. Aber es muss, bleiben wir im Jargon, eine richtig geiles Boulevardblatt sein.

«Paula O.», zweiter Akt

Von Peter Keller

Erst gingen die Bilder um die Welt, dann ihr Name: «Paula O.». Sie sei von kahlköpfigen Männern überfallen worden. Schläger hätten die junge Frau in die Bahnhofs-toilette gezerrt und ihr den Schriftzug «SVP» in die Oberschenkel geritzt. Fotos der akkurat angefertigten Schnitte (da erblasste jeder Cervelat vor Neid) erhitzten die Gemüter im ohnehin schon heissblütigen Brasilien.

Ihr Vater tobte gegen die Schweizer Behörden, weil diese offenbar Zweifel an Paulas Horrorgeschichte äusserten: «Die Polizei will das Opfer zur Täterin machen. Methoden wie bei den Nazis.» Sogar Brasiliens Staatspräsident Lula da Silva mischte sich in den Vorfall ein: «Bei solcher Gewalt gegen eine Brasilianerin kann man nicht schweigen. Die Polizei muss das Verbrechen mit Nachdruck untersuchen.» Was sie auch tat. Allerdings mit wenig erfreulichen Ergebnissen für die Samba-Hysteriker: «Paula O.» hatte den Überfall frei erfunden. Die Schnitte stammten von ihr selber.

Das war im Februar. Jetzt glüht der Sommer. Und «Paula O.»? Sie ist noch immer in der Schweiz. Statt die Frau möglichst schnell auszuweisen, macht sich der heimische Therapie-staat über sie her. Seit 10. März 2009 lässt sich «Paula O.» stationär in der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich behandeln. Ebenfalls in der Schweiz befindet sich mittlerweile Mutter Jeny. Sie ist als Touristin eingereist und betreut nun täglich ihre Tochter in der Klinik. «Die Präsenz der Mutter tut der sonst etwas verloren wirkenden Paula O. gut», heisst es im Anwaltsschreiben der Familie ans Migrationsamt des Kantons Zürich. Denn inzwischen ist der bewilligungsfreie Aufenthalt abgelaufen, und das Anwaltsbüro stellte im Namen von Jeny V. das Gesuch um eine Kurzaufenthaltsbewilligung (L).

Die Stadt Dübendorf (Wohnort von «Paula O.»), die Staatsanwaltschaft, die Psychiatrie und jetzt noch das Migrationsamt. Bereits vier Institutionen befassen sich mit der jungen Brasilianerin, obwohl die 26-Jährige schon längst freiwillig abgereist wäre. Sie habe vor, schreiben ihre Anwälte, nach dem Verfahren zu den Eltern nach Brasilien zurückzukehren. Doch die Zürcher Justiz hat ihren Reisepass gesperrt. Sie will ein unsinniges Verfahren durchziehen. Mit einem einzigen absehbaren Ergebnis: noch mehr Kosten für den Schweizer Steuerzahler.

Im Internet

www.weltwoche.ch/wortkontrolle

«In der Schweiz wimmle es von bösen Schwulen, die bald die Macht übernehmen würden.» *Silvan Rüegsegger*



Anzügliche Angebote: Weltwoche-Titelheld «Brüno».

Etwas gar bigott

Nr. 27 – «Handschellen in Rosarot» et al.; Philipp Gut, Daniela Niederberger und Peter Keller über den gegenwärtigen Schwulenkult

Laut Ihrem Artikel wimmelt es in der Schweiz von bösen Schwulen, die bald die Macht übernehmen werden. Die Gegenwart ist bereits «homosexualisiert», und als Beweis für dieses unmoralische Treiben wird Thomas Mann (geb. 1875) zitiert. Dieses Bild stimmt nicht mit der Realität überein. Nicht, solange eine «Gruppe

gegen Schwule» existiert; nicht, solange man im Zug ein «huere schwul» an den Kopf geworfen kriegt; nicht, solange man befürchten muss, homophober Gewalt ausgesetzt zu sein; nicht, solange sich die Unterwalliser Sektion der SVP schwulenfeindlich austoben darf. Die Konservativen würden die Schwulen am liebsten wieder aufs Klo verdrängen (und ihnen dort anzügliche Angebote machen), gleichzeitig lassen sie eine allgemeine Übersexualisierung der Gesellschaft zu. Dies ist etwas gar bigott. Ausserdem wird an der Schwulenbewegung kritisiert, dass sie den Staat an dessen Homosexualität misst. Eine Erläuterung, woran eine Gesellschaft ihren Staat denn messen soll, wird aber nicht gegeben. An dieser Stelle sei an die Bundesverfassung mit ihrer freiheitlichen Ordnung, ihren Grundrechten und ihrem Minderheitenschutz verwiesen. Diese definieren verschiedene Ansprüche eines Bürgers an den Staat, u. a. die Wahrung seiner sexuellen Integrität und die Freiheit eines jeden, nach seinen Entwürfen zu leben. Diese sind auch heute noch nicht selbstverständlich und müssen im Alltag ständig neu erkämpft werden. Dafür steht die Schwulenbewegung, die es nach wie vor braucht, um der Gesellschaft zu helfen, deren selbstgesetzte Ziele zu verwirklichen.

Silvan Rüegsegger, Vizepräsident Unigay St. Gallen

Gratuliere zu diesem mutigen und politisch unkorrekten Artikel über das egozentrische, selbstverliebte (narzisstische) und exhibitivistische Verhalten vieler Homosexueller. Mit

«Ideologie» haben homosexuelle Pressure-Groups und die von ihnen beherrschten Medien die Gesellschaft systematisch einer Gehirnwäsche unterzogen. Ihre sexuellen Präferenzen sind nicht mehr Privatsache, die diskret im Stillen gelebt wird, sondern ihr Verhalten wird in aller Öffentlichkeit demonstrativ ausgelebt und als «normal» bezeichnet. Wer es anders sieht, wird als Rückständiger attackiert. Das hat nichts mehr mit einer gesellschaftlichen Akzeptanz ihres Andersseins zu tun, sondern hier geht es um reine Machtpolitik – mit dem Ziel der Gleichschaltung des Denkens. Und so kommt es, dass sich – selbst unter Medizinern und Psychologen – heute niemand mehr getraut, solches Verhalten als «seelische Irritation», «Neurose» oder gar als «Perversion» zu bezeichnen, wie es noch vor wenigen Jahrzehnten die tiefenpsychologische Lehrmeinung war. Die politisch korrekte Gleichschaltung hat auch schon die Wissenschaft ergriffen. Orwell und Huxley lassen grüssen!

Dr. med. Ralph Kaiser, Dielsdorf

Wegen Schwulen, die durch die Lande ziehen und sich teilweise selbst verulken, diagnostiziert Philipp Gut die Homosexualisierung der Gegenwart. Wie dramatisch. Es entsteht der Eindruck, Homosexualität sei eine Krankheit, mit der man sich ungewollt anstecken könnte. Dabei ist ja niemand gezwungen, den Lebensstil der Homosexuellen zu kopieren, wie viele Heterosexuelle es tun. Wenn im Übrigen die Stadt Zürich den Schwulen den roten Teppich ausrollt, tut sie es wohl hauptsächlich aus Eigennutz: um ihr Image als weltoffene, tolerante Stadt zu pflegen und weil Homosexuelle eben eine interessante Käuferschaft bilden.

Helmut R. Bohnet, Riehen

Selbst homosexuell, bin ich über Ihre Argumentation und Agitation bestürzt. Mein Fazit Ihres Artikels: Schwul sein ist okay, aber am besten versteckt. Ihr Artikel wird vielen, die nach wie vor Gewalt gegen Homosexuelle ausüben, Argumentationshilfen geben, die ähnlich dem unerträglichen Ausspruch «die Frau im Minirock ist selbst schuld, wenn sie vergewaltigt wird» enden. Wenn Schwule einmal im Jahr ihren Gay-Pride feiern, stellt das kaum eine gefährliche Agitation dar. Und der Euro-Pride, der sich über einen längeren Zeitraum erstreckt, wird in den nächsten Jahren in anderen europäischen Städten ausgetragen. Im Übrigen sind die Schwulen nicht dafür verantwortlich, dass sie von der Werbewirtschaft als interessante Zielgruppe entdeckt worden sind. Menschen, die mich zum «nervigen Kult» abqualifizieren, ermutigen mich, weiterhin für meine Freiheit, Gleichstellung und Rechte zu kämpfen. Auch Menschen mit meiner sexuellen Neigung können zur positiven Weiterentwicklung der Gesellschaft beitragen und haben das Recht, in dieser auch sichtbar zu sein. *Knut Nagel, Prag*

BERGBAHNEN. SPA-WELLNESS INKLUSIVE!

BADEFERIEN IN DER GLETSCHERWELT

Einmalige Engadiner Sommer-Erlebnisse!
Grosser SPA-POOL-BEAUTY & Therapie-Bereich –
Kinderclub – Tennis (kostenlos) – Wandern – Golf –
Reiten – Surfen – Biken...

Zimmer/Frühstück ab CHF 140.– pro Person
 Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen
 Sommersaison bis 18. Oktober 2009

CP CRESTA PALACE
 CELERINA HOTEL - SPA

Cresta Palace Hotel CH-7505 Celerina/St. Moritz
 Tel. 081 836 56 56, Fax 081 836 56 57, www.crestapalace.ch
 H.P. + E. Herren

Klaglos tragende Mütter

Nr. 27 – «16 Wochen Selbstverwirklichung»/
«Die Chefin»; René Lüchinger und Roger Köppel über Mutterschaftsurlaub in der Krise

Darf die ABB-Firmenchefin in der Krise schwanger werden? Ja. Darf sie sechzehn Wochen Mutterschaftsurlaub nehmen? Nein. Dass Topmanagerinnen ihre Prioritäten anders setzen als Unternehmerinnen, müsste nicht nur in der Krise zu denken geben. Wenn Magdalena Martullo-Blocher nach einer Geburt nur ein paar Tage am Arbeitsplatz fehlt, zeigt sie, was alle selbständig-erwerbenden Frauen in diesem Land leisten und meist klaglos tragen: Für uns gibt es keine bezahlten Krankheitstage, keine bezahlten Ferien- und Feiertage, keinen Mutterschutz und noch nicht mal Kindergeld. Ohne Arbeit kein Einkommen. Ganz einfach. *Tina Ackermann, Zürich*

Im Artikel von René Lüchinger werde ich mit der Aussage zitiert, dass ich in meiner Zeit als Personalchef noch nie den Fall eines Mutterschaftsurlaubs auf Konzernleitungsstufe erlebt habe. Dieses Zitat erweckt den Eindruck, ich sei mit der Grundaussage des Artikels einverstanden. Das ist falsch. Richtig ist, dass ich Herrn Lüchinger im Gespräch erläutert habe, dass ich eine Mutterschaft auch auf CEO-Stufe nicht für problematisch oder gar verantwortungslos halte. Meine Aussagen durch dieses Zitat in einen gegenteiligen Zusammenhang zu stellen, ist unfair und nicht korrekt. Der Ausfall einer Topmanagerin während sechzehn Wochen Mutterschaftsurlaub lässt sich langfristig einplanen und deswegen mit geeigneten Massnahmen viel besser überbrücken als zum Beispiel kurzfristige Ausfälle aufgrund von Unfällen oder Krankheiten. Und wenn Roger Köppel schreibt:

«Unternehmer und Topmanager [...] müssen den Karren ziehen und alles ihrer Aufgabe unterordnen», sollte auch die Gegenfrage erlaubt sein, wie es zum Beispiel mit VR-Mandaten für andere Unternehmen steht. Ist es mit Herrn Köppels und Herrn Lüchingers Anspruch eher vereinbar, wenn Unternehmer oder Topmanager wertvolle Zeit für andere VR-Mandate aufwenden, als wenn sie die gleiche Zeit ihren Kindern widmen? Leider kenne ich Jasmin Staiblin nicht persönlich, aber ich wünsche ihr auf jeden Fall alles Gute. *Matthias Möllene, Uster*

Es ist schon erstaunlich, dass ausgerechnet die längere Abwesenheit einer weiblichen Führungskraft ein Thema für diesen Kommentar ist. Wenn männliche CEOs wochenlang in militärischen Kommandozentralen, im Nationalratsaal oder in diversen Verwaltungsratssitzungen anderer Firmen statt auf ihrem Chefsessel wirken, ist das offenbar kein Problem. Zudem zeichnet er ein ziemlich naives und leicht anbietendes Bild des CEOs, der sich selbstlos Tag und Nacht für seine Firma und für nichts anderes einsetzt. Schliesslich lernt man doch in jedem Führungskurs, dass

Ikone einer Generation

Nr. 27 – «Tot ginge es mir besser»; Beatrice Schlag über Michael Jacksons Tod

Dieser Artikel ist vor allem eine Sammlung von ungeprüften und bösartigen Boulevardmeldungen. Die Videoaufnahmen der Proben für die Auftritte in London lassen erahnen, welche beeindruckende Auftritte von Michael Jackson die Zuschauer hätten erleben dürfen. Die Aufnahmen wurden zwei Tage vor seinem Tod gemacht und zeigen deutlich auf, dass den Meldungen der Regenbogenpresse

nicht zu trauen ist. Der Artikel stellt zudem Tatsachen in Frage, die von keiner der beteiligten Seiten je bestritten wurden: Michael Jackson wurde von seinem Vater schwer misshandelt, dies hat der Vater selbst zugegeben. Sein Verhalten nach dem Tod von Michael Jackson spricht Bände: Stolz verkündet er seine Businesspläne mit dem toten Sohn. Michael Jackson ist die Ikone einer Generation – wieso muss dieses Idol nun von Journalisten, die ihm nie persönlich begegnet sind, niedergemacht werden? Auf der ganzen Welt hat er die Menschen durch seine Musik und seine Hingabe und Liebe berührt.

Sabine Zmasek, Zürich

Helvetisches Babylon

Nr. 27 – «Sonderfall ist abgebrannt»; Hans Rentsch über notwendige Systemkritik

Hans Rentsch zeigt in seinem süffisanten, prägnanten Artikel die Schwächen unserer direkten Demokratie auf. Die Ausuferung lokaler Interessen über nationale Ziele verzögert und verteuert seit Jahren wichtige überregionale Entscheide. Dies kann in schwierigen Zeiten für unser Land dramatische Auswirkungen haben. Das subsidiär strukturierte helvetische Baby-

lon erfordert früher oder später einen Umbau mit besser abgegrenzten Kompetenzen. Die Landesregierung ist zum Spielball der Lokalteams geworden. Die Landesväter zeigen Burnout-Symptome. Sie bringen selten das Rüstzeug visionärer Führungseliten mit ein. Es wäre in der Tat zu wünschen, dass die Legislative, so wie sie eingesehen hat, dass das «neue Strafrecht» ein Fauxpas war, auch der heiligen Kuh «helvetische Verfassung» ein paar grundsätzliche Eingriffe ermöglicht. *Felix Kramer, Zürich*

CLINT EASTWOOD
GRAN TORINO

Sony PS3 kompatibel

Ein Korea-Veteran traut niemandem – vorerst!

Grosses Eastwood-Kino
jetzt auf **Blu-ray, DVD** und als
Video on Demand.

www.warnerbros.ch

ein Chef nur dann wirklich gut ist, wenn er (temporär) überflüssig ist. *Martin Müller, Basel*

Gleich doppelt wird auf diesem Thema herumgeritten. Sind wir tatsächlich noch nicht weiter? Der Mann als Urgestein weiss, wie die Welt funktioniert. Und wenn Sie schon die «schwierigen» momentanen Zeiten bemühen: Wer hat sie denn verursacht, die Krise? Frauen im Mutterschaftsurlaub oder permanent anwesende Banker, Finanzjongleure und Wirtschaftsführer? *Diana Aust, Horgen*

Der Vater des Kapitalismus

Jean Calvin ist einer der grössten Reformatoren, vor allem aber der einflussreichste. Ohne ihn wäre der moderne Westen nicht entstanden. Eine Hymne auf den Verkünder von Wohlstand, Freiheit und Pünktlichkeit. *Von Markus Somm*



Wo Gott den Menschen hingestellt hat, soll er arbeiten: Jean Calvin, 1509–1564.

Es stand schlecht um die Sache der Protestanten. Obwohl nur ein paar einheimische katholische Priester angetreten waren, die gewiss seit Jahren keinen Text mehr anständig studiert hatten, fiel es den beiden reformierten Stars schwer, sich durchzusetzen. Das Publikum murrte, und es zweifelte. Hatte die römische Kirche am Ende doch recht? Die Vertreter der Berner Obrigkeit blickten unruhig. Auf Einladung der neuen Herren in Lausanne war Anfang Oktober 1536 die halbe Stadt zusammengeströmt, um sich eine öffentliche Disputation anzuhören: Sollte in Lausanne die Reformation eingeführt werden – oder zog man es vor, katholisch zu bleiben? Zehn Thesen hatte man den Geistlichen beider Konfessionen vorgelegt. Mit ernsten Blicken sass sie sich gegenüber, um über den rechten Glauben zu diskutieren, damit sich die Bürger eine Meinung bildeten. Am Ende wollte man abstimmen.

Vor wenigen Jahren hatte das mächtige Bern das Waadtland erobert. Selbst seit kurzem protestantisch, drang es darauf, die neuen Untertanen zu bekehren – vielleicht aus religiösem Eifer, sicher aus machtpolitischen Überlegungen. Da man in Lausanne Französisch sprach, konnten die Berner nicht die eigenen Kampfgeistlichen schicken, die sich schon bei der Befriedung der widerspenstigen Berner Oberländer bewährt hatten. Man wandte sich nach Genf, einer ebenfalls reformierten Stadt, die mit Bern verbündet war. Genf bot seine besten Leute auf: Guillaume Farel und Pierre Viret, begleitet wurden die beiden von einem jungen Assistenten. Farel und Viret taumelten, ihre Rede stockte, die Argumente schienen ihnen auszugehen, als ein katholischer Priester zum entscheidenden Schlag ausholte und ihnen vorwarf, die Kirchenväter zu verachten. «Für euch Ketzer haben sie keinerlei Autorität, wenn es um den Glauben geht.» In den Augen eines frommen Publikums, das die Namen von Kirchenvätern wie Augustinus oder Hieronymus nur mit heiligem Respekt aussprach, war das eine ungeheuerliche Kritik. Als Erste hatten diese christlichen Schriftsteller der Antike die Bibel interpretiert, ihren Schriften kam fast die gleiche Bedeutung zu wie den Evangelien selbst. Es waren Heilige.

Traf der Vorwurf zu? Farel zögerte, Viret erbleichte. Da meldete sich der junge Assistent, der sich die Debatte bisher schweigend angehört hatte: «Das ist einfach nicht wahr!», schmetterte der hagere Jüngling, der von seinem Stuhl aufgesprungen war, mit so viel

Zorn, dass die Anwesenden zusammensackten. «Wir Protestanten verehren die Kirchenväter nicht nur viel mehr als die Katholiken, nein, wir haben sie auch gelesen. Wir kennen sie.» Und der junge Mann fing an, auswendig aus Dutzenden von Schriften der Kirchenväter zu zitieren, wobei er die Stellen bis auf die Zeile genau bezeichnete: «Cyprian, zweites Buch seiner Briefe, dritter Brief!» – «Chrysostomos, einundzwanzigste Homilie, etwa in der Mitte!» Erschlagen von so viel Gelehrsamkeit und so viel Kraft der Überzeugung, verstummten die katholischen Priester, als hätte Gott ihnen den Mund verschlossen. Jean Calvin dagegen, so hiess der junge Assistent, wusste: Gott selbst hatte seiner Rede die nötige Macht verliehen. Bisher war er bloss als kluger Intellektueller aufgefallen, ein Bücherwurm, ein Flüchtling. Verwundert blickten Farel und Viret auf ihren Begleiter, die Bürger nickten anerkennend, in Lausanne hatte die Reformation gewonnen.

Nachher stellte sich heraus, dass Calvin wild aus dem Zusammenhang zitiert hatte. Seine Sätze ergaben keinen Sinn. Hätten die Katholiken die Kirchenväter so gut gekannt, wie sie vorgaben: Vielleicht wäre der Assistent zum Gespött geworden. Zurück in Genf, wurde er bald zum Pastor der Bischofskirche St-Pierre ernannt. Er war 27 Jahre alt.

Luthers Kinder

Es begann eine Karriere, die Calvin zum einflussreichsten Prediger der sogenannten zweiten Reformation machen sollte. Nach dem Deutschen Martin Luther, der 1517 fast im Alleingang die grösste Revolution der Kirchengeschichte ausgelöst hatte, trat nun eine neue Generation fähiger Reformatoren auf: Ulrich Zwingli in Zürich, Martin Bucer in Strassburg, Guillaume Farel in Genf, Vadian in St. Gallen, schliesslich Jean Calvin. Er war der jüngste und wirkungsmächtigste. Mehr als alle andern veränderte er Europa.

Vor 500 Jahren, am 10. Juli 1509, in Noyon in der Picardie geboren, einer Gegend nördlich von Paris, stieg Calvin zum Neuerer auf, der am Ende wohl selbst Luthers Bedeutung übertraf. Es gelang ihm, was nachher Jean-Jacques Rousseau oder Karl Marx glückte: Durch und durch ein Intellektueller, der allein kraft seines Wortes zu Einfluss kam, schuf Calvin eine Denkrichtung, die auf Jahrhunderte hinaus die Welt beschäftigte. Vieles von dem, was wir heute für westlich-modern halten, geht auf ihn zurück. Dass wir am Morgen pünktlich zur Arbeit erscheinen, dass wir glauben, die Freiheit des Individuums stehe über allem und dass wir schliesslich – selbst wenn wir katholisch sind – das Geldverdienen, Investieren, Sparen und harte Arbeiten trotz aller gelegentlichen Zweifel für Tugenden halten: Ohne Calvins radikal neue Sicht des christlichen Glaubens lebten wir heute anders, sicher ärmer und unfreier, vielleicht auch glücklicher.



Wirtschaftswunder im calvinistischen Neuengland: Hafen von Boston, Anfang 19. Jahrhundert.

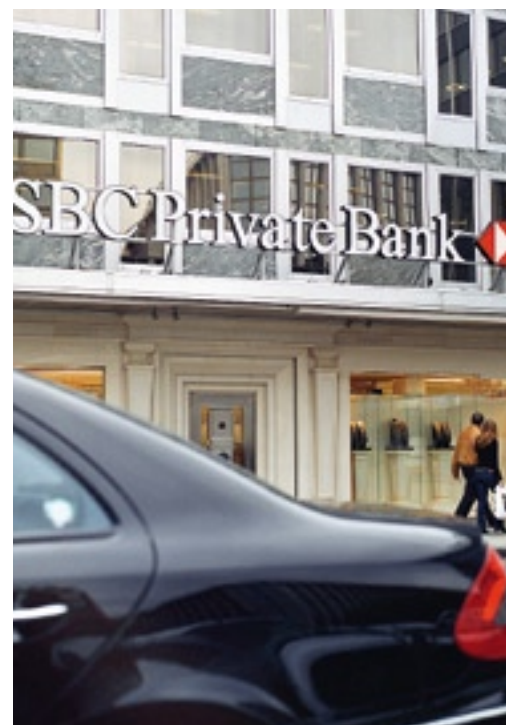
Calvins Vater gehörte zu den angesehenen Leuten in Noyon. Aus einfachen Verhältnissen stammend – seine Vorfahren waren Flussschiffer –, hatte er sich zum Generalprokurator des Bischofs hochgearbeitet, einer Art Anwalt. Er genoss dessen Protektion und erhielt ein sicheres Einkommen – was seinen Söhnen eine gute Ausbildung ermöglichte. Die Mutter stammte aus Flandern und war tiefgläubig. Noch nannte sich die Familie Cauvin. Den Namen Calvin, der sich von der latinisierten Form Calvinus herleitete, gab sich der Reformator später. Im Alter von vierzehn Jahren zog er, der jüngere Sohn, an die Universität in Paris, da-

mals eine der besten Hochschulen der Christenheit. Die Pariser Theologen entschieden, wer ein Katholik war und wo die Ketzerei begann. Regelmässig wurden originelle Köpfe, die sich bei der Interpretation der Heiligen Schrift allzu viele Freiheiten herausgenommen hatten, auf dem Scheiterhaufen verbrannt – zusammen mit ihren Büchern.

In der Absicht, Theologe zu werden, widmete sich Calvin zunächst der Philologie, dann sattelte er überraschend auf Jura um, wozu ihn sein Vater gedrängt hatte. Calvin, der grosse Theologe, hatte nie Theologie studiert. In seiner Zeit in Paris muss Calvin von Martin Lu-



Puritanische Calvinisten: Harvard-Studenten.



Mit Calvin an die Weltspitze: Finanzplatz Genf.



Essay

Prophet der Nachhaltigkeit

Viele machen Calvin, Urvater des Kapitalismus, verantwortlich für dessen Exzesse. Das ist falsch. Der Reformator berührt mich durch seine Sorge ums Wohl der Ärmsten. Er ist und bleibt Vorbild für das internationale Genf. Von Micheline Calmy-Rey

Es ist ein oft wiederholter Gemeinplatz, dass der westliche Kapitalismus seinen Anfang in der protestantischen Ethik nahm: Jean Calvin stünde demnach am Ursprung des Finanzkapitalismus, der 2008 am Rande des totalen Zusammenbruchs stand und die Unzulänglichkeiten eines an Gier krankenden Wirtschaftssystems blosslegte.

Diese These ist heftig umstritten. Viele weisen darauf hin, wie stark der Calvinismus durch seine Wertschätzung der Einheit und Solidarität unter den Gläubigen die Bildung von Gemeinschaften gefördert habe, die ihr Leben auf Gott ausrichten wollten. Die Reformation hat das Prinzip des Bezugs zum Anderen und zur Gemeinschaft etabliert: Es gibt einerseits das Individuum, welches an den göttlichen und menschlichen Werken auf der Welt mitwirken soll; das Individuum, das sich heraus- und weiterbildet und sich kraft seiner Fähigkeiten und seiner Autorität in der Bürgergemeinschaft organisiert.

Andererseits gibt es den Menschen in seinem Bezug zu dem, was ihn ergänzt: Das sind nicht nur die Anderen, die Nachbarn oder Mitmenschen, sondern auch die politischen Institutionen. Ohne dies würde der Egoismus die Grundlagen der Gemeinschaft selbst zersetzen und damit jeden Fortschritt unmöglich machen. Das Individuum ist so winzig, verglichen mit Gottes Schöpfung, dass es alleine nichts ausrichten kann. Die Probleme sind derart komplex und ihre Lösung bedingt derart viele, unterschiedliche Fähigkeiten, dass nur das gemeinschaftliche Wirken zum Erfolg führen kann.

Die calvinistische Doktrin weist demnach – wie die lutherische – Züge des Kommunitarismus auf. Für Calvin waren die Menschen dazu bestimmt, Bindungen zueinander einzugehen und sich durch Arbeit, Fleiss und Bescheidenheit Gott anzunähern. Wir sind also weit entfernt von einer schamlosen Bereicherung, vom Kartenhaus des Subprime-Marktes, vom People-Kult, vom vulgären Protzen mit Geld. Gemäss Calvin macht Reichtum nur Sinn, wenn er wieder investiert wird, wenn das Geld in den Wirtschaftskreislauf zurückfliesst und

nach den Regeln der Gerechtigkeit und der Wohltätigkeit zirkuliert.

Wenn bestimmte Personen von diesem Kreislauf ausgeschlossen sind, wenn sie keinen Arbeitsplatz haben und nicht für ihren Lebensunterhalt sorgen können, dann nicht, weil es zu wenig Güter gibt, sondern weil diese schlecht genutzt werden und die Gemeinschaft schlecht organisiert ist.

Ich gestehe, dass Calvins Sorge um das Wohl namentlich der Ärmsten sowie seine Sorge um die allgemeine Alltagsbewältigung der Genfe-



Neue Weltordnung: Uno-Sitz in Genf.

rinnen und Genfer mich sehr berühren. Diese Wertschätzung der Arbeit, die mehr ist als Gewinnmaximierung um jeden Preis oder Geltungssucht der (Einfluss-)Reichen, hat Calvin selbst vorgelebt. Sein Wille zur Askese führte zur Ächtung der zweckfreien Akkumulation und der Verschwendung. In diesem Sinne ebnete die Askese den Weg zu einer echten Entwicklung, zu nachhaltigen Unternehmen und Investitionen.

Die Modernität von Calvins Gedankengut ist damit offensichtlich und widerlegt die These, wonach die calvinistische Doktrin am Ur-

sprung bestimmter pathologischer Exzesse des Kapitalismus stehe. Aber dies reicht nicht aus, um Calvin zum erklärten Gegner des Kapitalismus zu machen. Weder rechtfertigt er das kapitalistische System, noch verurteilt er dieses ohne Einschränkung. Der Calvinismus fördert vielmehr das Bewusstsein, dass der Kapitalismus an die ethischen Forderungen unserer Zeit angepasst werden muss.

Kann bestritten werden, dass in einer Welt, die durch grosse wirtschaftliche Interdependenz und die übermässige Nutzung nicht erneuerbarer Ressourcen gekennzeichnet ist, sich die ethische Verantwortung des Individuums nicht mehr nur auf seine Arbeit, sein Konsumverhalten oder seine Spar- und Anlage-tätigkeit beschränken kann? Die globale Dimension von Arbeit, Konsum und Kapitalnutzung nimmt uns alle in die Pflicht. Die Ressourcen unseres Planeten sind endlich, die Ökosysteme sind überlebenswichtig und brauchen unseren Schutz. Ethisches Verhalten fordert heute kollektive Entscheide auf globaler und lokaler Ebene, die auf die Tugenden der Arbeit und Mässigung gründen, welche auch Calvin wichtig waren.

Neben der ethischen Relevanz der Lehren Calvins muss zudem auf deren Auswirkungen auf das Ideal der Demokratie hingewiesen werden. Dies scheint paradox: Calvins autoritäre Strenge, die von ihm propagierte Diktatur der Tugend, die Überwachung jedes Einzelnen oder die staatliche Intervention mit dem Ziel, die Bürger zur Einhaltung der Dogmen zu zwingen – all dies ist bekannt und unbestritten. Wie kann also Calvin mit der Entstehung der politischen Freiheit in Verbindung gebracht werden?

Es gibt zwei Gründe: Der erste betrifft die individuelle Weiterentwicklung jedes Bürgers durch Bildung, auf die Calvin grösstes Gewicht legte. Ein entscheidender Impuls war die Gründung zunächst des Collège, danach der Genfer Akademie. Deren Einfluss als Orte der Entwicklung und Verbreitung der calvinistischen Reformation war sicher zuerst spiritueller Art. Sie hatten aber auch politische Konsequenzen, insofern sie institutionelle Veränderungen einleiteten.

Der zweite Grund betrifft ebendiese institutionellen Neuerungen: Die Führung der Kirche konnte ebenso wenig ein Fürst übernehmen

wie eine kirchliche Elite, die ihre Legitimität aus der apostolischen Nachfolge herleitete. Entscheidungsgewalt hatte neu die von Calvin gegründete Synode, eine Art parlamentarische Versammlung der kirchlichen Gemeinschaft, welche sowohl mit Laien wie mit Geistlichen besetzt war. Die lokalen Versammlungen entsandten wiederum Delegierte in die zentrale Synode, die ihrerseits die ausführende Gewalt an gewählte Räte delegierte. Um der Demokratie zum Durchbruch zu verhelfen, musste dieses repräsentative System nur noch auf die Politik übertragen werden. Die calvinistischen Flüchtlinge verbreiteten diese institutionelle Neuerung und machten sie zu einer der wichtigsten Quellen für die Entwicklung der angelsächsischen Rechtsordnung und Demokratie. Kein Wunder, bestand US-Präsident Woodrow Wilson nach dem Ersten Weltkrieg darauf, den Sitz des Völkerbundes in Genf einzurichten.

Das internationale Genf hat viel von seiner Ausstrahlung Jean Calvin zu verdanken. Wir wissen seinen Ehrgeiz zu schätzen, eine neue Weltordnung anzustreben und Genf zum Modell einer solchen machen zu wollen. Er verfolgte dieses Ziel eigensinnig, unerbittlich und mit einem hochriskanten Bündnis zwischen weltlicher und geistlicher Macht. Calvin verlangte von der Politik, die Gesetze Gottes durchzusetzen. Die staatliche Macht wurde in den Dienst der offiziellen Kirche gestellt, die Andersdenkenden wurden gnadenlos ausgeschlossen. Heute plädiert die reformierte Kirche für das Recht auf unabhängiges Denken: Die Argumente zugunsten der religiösen Toleranz, wie sie Calvins Zeitgenosse und Kritiker Sebastian Castellio vorbrachte, haben zwar obsiegt. Doch die Debatte über die Meinungs- und die Religionsfreiheit bleibt aktuell; sei es im schweizerischen Abstimmungskampf um das Minarettverbot, sei es im Uno-Menschenrechtsrat, wo gewisse Vertreter die Grundfreiheiten aufgrund von kulturellen Kriterien einschränken wollen.

Die Meinungen über die Rolle der protestantischen Ideologien des 16. und des 17. Jahrhunderts sind geteilt. Dennoch können wir heute – 500 Jahre nach Calvin – feststellen, dass die protestantische Weltsicht vor allem auch Werte wie persönliches Verantwortungsbewusstsein, soziale Gerechtigkeit, wirtschaftliche Stabilität und Engagement für die öffentliche Sache gefördert hat. Genf kann stolz sein auf dieses Erbe.

Micheline Calmy-Rey (SP) ist Vorsteherin des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA). Als Staatsrätin war die im Wallis geborene Katholikin von 1998 bis 2002 verantwortlich für die Finanzen der Calvin-Stadt Genf.

thers Lehren vernommen haben. Längst waren Texte des deutschen Rebellen in Frankreich aufgetaucht. Für Intellektuelle ging von ihm ein unwiderstehlicher Reiz aus, weil er die Bibel ins Zentrum rückte. Fasziniert, abgestossen: Calvin rang mit sich. «In der Zwischenzeit», berichtete er später, «war eine gründlich veränderte Form der Lehre entstanden, die uns nicht vom christlichen Bekenntnis abzog, sondern es, wie von Schlacken befreit, in seiner ursprünglichen Reinheit wieder herstellen wollte. Befremdet von dieser Neuerung, wollte ich ihr mein Ohr kaum leihen und habe ihr – ich gestehe es – anfangs tapfer und mutig widerstanden.» Was für einen Menschen des 16. Jahrhunderts auf dem Spiel stand, ist für uns heute, die wir Gott oft nur vom Religionsunterricht her kennen, kaum nachzuvollziehen. Es gab kein gewichtigeres Thema als die Religion. «Aber nachdem ich einmal meine Ohren geöffnet und mir die Belehrung hatte gefallen lassen, erkannte ich wohl, dass meine Befürchtung, es könnte die Hoheit der Kirche geschmälert werden, völlig überflüssig war. Denn sie (die Protestanten) gaben mir den grossen Unterschied zu bedenken, der darin liegt, ob einer sich von der Kirche trennt oder ob er sich müht, sie von den Lastern zu reinigen, mit denen sie sich befleckt hat.»

Talent als Schriftsteller

An der Pariser Universität brach ein geistiger Bürgerkrieg aus, in dem die Katholiken, die sich bester Beziehungen zum König erfreuten, die Oberhand behielten. Der Lutherfreundliche Rektor wurde abgesetzt und ins Exil nach Basel getrieben, das sich der Reformation zugewandt hatte und seit kurzem der Eidgenossenschaft angehörte. Wäre Europa politisch nicht so zersplittert gewesen: Die Reformation hätte nie stattgefunden. Wie im Chinesischen Reich wären Rebellen ausgemerzt worden.

Offenbar war der junge Calvin schon eng genug mit Lutheranern vertraut, dass er selbst gefährdet war. Auch er verliess nun, 1534, seine Heimat. Kurz vorher hatte er sich einen Namen als Autor gemacht, mit einem vielbeachteten Kommentar zu einem Text des römischen Philosophen Seneca. Es war kein theologisches Werk, sondern brillante Philologie. Hier offenbarte Calvin zum ersten Mal sein Talent als Schriftsteller: Klug, präzise, aber sehr verständlich schrieb er. Für den Durchbruch seiner Theologie war dies ein Faktor. Luthers Nachfolger schrieben ein derart umständliches Latein und Deutsch, dass das Luthertum kaum über Deutschland hinaus kam. Zwingli, ebenfalls ein glänzender Formulierer, schrieb vor allem schweizerdeutsch.

Auf seiner Flucht, die ihn in etliche Städte führte, reiste er auch durch Genf. Es war ein schicksalhafter Besuch. Wenige Jahre zuvor vermochte sich die Stadt dank dem Bündnis mit Bern von Savoyen zu lösen. Als Bern refor-

miert wurde, setzten sich die Protestanten auch in Genf durch. Guillaume Farel war ihr Führer. Als er den Flüchtling aus Frankreich kennenlernte, muss ihn Gott geleitet haben – dachte Farel wohl. Jedenfalls bestürmte er Calvin, hier zu bleiben und sich in den Dienst der Genfer Reformation zu stellen. Calvin liess sich überreden. Mit wenigen Jahren Unterbruch würde er bis an sein Lebensende in Genf bleiben. Hier errichtete Calvin das neue Rom, von wo aus die calvinistische Internationale auszog, die Welt zu erobern.

Calvins Genf

«Inzwischen haben die scheusslichen Vorbereitungen begonnen. Schon ist das Holz um den Pfahl gehäuft, schon klirrt die Eisenkette, mit der Servet an den Pfahl gehängt werden soll, schon hat der Henker dem Verurteilten die Hände gebunden.» Unter dem Eindruck von Stalin und Hitler beschrieb der österreichische Schriftsteller Stefan Zweig in den dreissiger Jahren das Schicksal von Michel Servet. Der spanische Arzt, womöglich ein einstiger Jude, hatte die Dreifaltigkeit von Vater, Sohn und Heiligem Geist in Frage gestellt. Nach einem Prozess, in dem man Calvin als Sachverständigen beigezogen hatte, wurde er vom Genfer Magistraten 1553 zum Tod verurteilt. «Da drängt sich noch einmal, zum letzten Mal, Farel an Servet heran, der nur noch leise seufzt: <O Gott, mein Gott>, und ruft ihn laut an mit den grimmigen Worten: <Hast du nichts anderes zu sagen?> Noch immer hofft der Rechthaberische, im Anblick des Marterpfahles werde Servet die einzig wahre, die calvinistische Wahrheit bekennen.» Servet gibt nicht nach. «Als die Flammen von allen Seiten aufschlagen, stösst der Gemartete einen so grässlichen Schrei aus, dass die Menschen sich für einen Augenblick schauernd abwenden. Aber wo ist Calvin in dieser Schreckensstunde? Er ist, um unbeteiligt zu scheinen oder um seine eigenen Nerven zu schonen, vorsichtig zu Hause geblieben.»

In der gesamten Zeit, da Calvin die Genfer Kirche leitete, wurde nur ein einziger Ketzler verurteilt und hingerichtet: Michel Servet. Allein in Zürich wurden unter Zwingli Dutzende von Wiedertäufern in der Limmat ersäuft, und die Katholiken verbrannten Abweichler im Akkord – trotzdem blieb an Calvin der Ruf haften, besonders intolerant und blutrünstig seine Lehre durchgesetzt zu haben. Wahr ist, in Genf wurde unter Calvin seltener gelacht. Kleiderordnungen, Tanzverbote, Ausschluss vom Abendmahl bei geringen Vergehen: Im Wissen, dass die Reformation die Gesellschaft gleichsam deregulierte, weil sie überkommene Hierarchien beseitigte, legten alle Reformatoren besonderen Wert auf die «Kirchenzucht», um die Dinge unter Kontrolle zu halten. Dass aber vor allem die Calvinisten als besonders autoritär und humorlos in die Geschichte eingegangen sind, mag daran liegen,

dass sie immer eine Minderheit blieben, aber eine besonders erfolgreiche.

Im 18. Jahrhundert waren überall in Europa die tüchtigsten Unternehmer, die reichsten Bankiers und die produktivsten Wissenschaftler Calvinisten. Dass sie die anderen übertrafen, war das eine, dass sie sich einzubilden schienen das alles nur Gott zu verdanken, weil der sie auserwählt hatte – das musste die andern, also die Verdammten, ergrimmen. Schon im 16. Jahrhundert prägte ein deutscher Lutheraner den Begriff «Calvinisten». Es war lange ein wüstes Schimpfwort.

In Gottes Gnade

Überzeugt, dass Gottes Macht unbeschränkt ist, ging Calvin davon aus, dass alles vorbestimmt sei. Wer böse ist, wer gut, wen Gott erwählt, wen er auf ewig verdammt: Das alles ist längst entschieden. Der Mensch hat dazu nichts zu sagen. Alles andere käme einer Beschneidung von Gottes Souveränität gleich. Auch wenn man sich dieser Logik schwer entziehen kann, wirkt die Prädestinationslehre, die für den Calvinismus eine überragende Bedeutung erlangte, auf den ersten Blick wie eine Einladung zur Resignation. Wenn alles festgelegt ist, was soll ich mich abmühen? Doch genau dieser tröstliche Gedanke – und für Calvin war es ein Trost – legte bei den gläubigen Calvinisten ungeahnte Kräfte frei. Aus der Gelassenheit wuchs die Furcht. Um sich selbst zu vergewissern, zu den Erwählten zu gehören, war es nötig, intensiv zu glauben, woraus sich wie von selbst ein gottgefälliges Leben ergab. Gottgefällig war es nun nicht, wie ein Mönch sich von der Welt zu verabschieden, sondern mit der Welt zu ringen, sich ihr zuzuwenden, in ihr zu bestehen. Calvin führte die revolutionäre Vorstellung ein, dass jeder Beruf auf einer Berufung beruhe. Ob Strassenputzer oder Bankier, ob Bäckermeister oder Pfarrer: Wo Gott den Menschen hingestellt hat, soll er arbeiten. Arbeitet er gut und pünktlich, mag das ein Hinweis sein, dass er zu den Erwählten gehört.

Calvin war auch ein Pragmatiker. Als er nach Genf kam, war ihm rasch klar, dass die Reformation unterging, wenn die Stadt nicht unabhängig blieb. Unabhängig war die Stadt dank dem Bündnis mit Bern und dank ihrer wirtschaftlichen Potenz: dank ihrer Handwerker, ihrer Bankiers und ihrer Unternehmer, so dass Calvin im Gegensatz zu Luther von Beginn weg diese Berufe heilig sprach. Luther, der in einer sächsischen Kleinstadt aufgewachsen war, blieb zeitlebens den antikapitalistischen Vorurteilen seines Milieus verhaftet. Für ihn waren Bankiers üble Menschen. Dass Zinsen zu nehmen, verwerflich war, stand im Alten Testament, für die Lutheraner gab es keinen Grund, das Verbot zu beseitigen. Calvin dagegen lebte vom aufstrebenden Finanzplatz Genf. Im Zinsverbot, das für die alten Hebräer vielleicht von Nutzen gewesen sein mochte, sah er keinen Sinn. Kurzerhand relativierte er es, was die cal-

vinistischen Bankiers rasch zu den besten Bankiers der Welt machte.

«Bedenke, dass die Zeit Geld ist», schrieb der amerikanische Gründervater Benjamin Franklin, «wer täglich zehn Schillinge durch seine Arbeit erwerben könnte und den halben Tag spazieren geht oder auf seinem Zimmer faulenz, der darf, auch wenn er nur sechs Pence für sein Vergnügen ausgibt, nicht dies allein berechnen, er hat nebedem noch fünf Schillinge ausgegeben oder vielleicht weggeworfen.» Franklin stammte aus einer puritanischen Familie. Die Puritaner waren die englischen Calvinisten, die in grosser Zahl nach Amerika ausgewandert waren, um dort ein neues, protestantisches Jerusalem aufzubauen. Sie gründeten die Eliteuniversitäten Harvard, Princeton und Yale.

Triumph der Calvinisten

Angefeuert vom Gedanken der Vorbestimmung, entwickelten die Calvinisten ein ausgeprägtes Arbeitsethos, das der deutsche Soziologe Max Weber in einem berühmten Buch glänzend beschrieb. Dass der Kapitalismus älter sei als die Reformation, bestritt auch Weber nicht, was er aber belegte, ist die Tatsache, dass Calvin ein Ethos bestätigte und heiligte, das das kapitalistische Wirtschaften enorm erleichterte. Es ist kein Zufall, dass so viele erfolgreiche Länder des Westens, ob die Niederlande, Schottland, die USA, England oder die Schweiz calvinistisch geprägt waren. Während die calvinistischen Niederlande im 18. Jahrhundert zur führenden kapitalistischen Macht aufstiegen, fiel das südliche Flandern, das katholisch geblieben war, zurück. Vor der Reformation war es umgekehrt gewesen: Antwerpen war das führende Finanzzentrum des weltum-



Ausgeprägtes Arbeitsethos: Soziologe Weber.

spannenden Habsburger-Reichs gewesen. Jetzt verlor es diese Stellung an das calvinistische Amsterdam, das sich zur reichsten Stadt der Welt entwickelte. Das Gleiche liess sich in der Schweiz beobachten, wo alle reformierten Orte – Zürich, Basel, Genf und St. Gallen – davonzogen und die katholischen Gebiete in Armut versanken. Das calvinistische Neuengland, wo die Böden steinig und die Winter streng waren, überrundete innert kurzer Zeit das spanisch und katholisch geprägte Südamerika.

Mehr Freiheit und Verantwortung

Der souveräne Gott auf der einen Seite, das Individuum auf der anderen: Im Calvinismus vereinsamte der Mensch in seiner Beziehung zu Gott – keine Macht, kein Priester, kein Bischof stand zwischen ihm und dem Herrn. Niemand half ihm, keine Hierarchie wies ihm einen Ort zu und trug ihn. Das war Gott vorbehalten. Ironischerweise brachte diese Einsamkeit mehr Freiheit und Verantwortung. Weil Calvin die Souveränität Gottes absolut setzte, war er skeptisch gegenüber jeglicher Art von irdischer Machtballung. Niemand: Kein König sollte Gott konkurrenzieren, daher empfahl Calvin eine Art aristokratische Demokratie, aus dem gleichen Grund propagierte er die Gewaltenteilung. Der Kleine (von den Bürgern gewählte) Rat von Genf war sein Vorbild, und in seiner Kirche gab es keine Bischöfe, sondern vier gleichberechtigte Ämter: die Pastoren, die Lehrer, die Diakone und die Ältesten. Laien und Geistliche waren gleichermaßen vertreten. Calvins Modell prägte die Politik: Nicht überraschend wurden alle calvinistischen Länder zu demokratischen Pionieren. Unter bestimmten Umständen, schrieb Calvin, war gar der Tyrannenmord legitim. Ohne Calvin hätten die englischen Puritaner sich 1649 nicht getraut, ihren König Karl I. zu enthaupten.

Obwohl theoretisch vorherbestimmt war, wie der Mensch sich verhielt, lag es praktisch in seiner Hand, ob er sich als Erwählter erwies oder nicht. Das war die neue Freiheit. Der nagende Zweifel, womöglich doch verdammt zu sein, eine Unsicherheit, die dem Lutheraner unbekannt war, trieb den Calvinisten zu Spitzenleistungen an. Die totale Individualisierung des Glaubens bedeutete, dass sich der Mensch selber steuern und begrenzen musste. Übertreibungen, wie sie nun in der gegenwärtigen Finanzkrise beklagt werden und zum Teil groteskerweise dem Calvinismus angelastet werden, widersprechen eben gerade dessen Ethik der Eigenverantwortung vor Gott. Der Calvinismus war auf eine merkwürdige Art Weltbejahend, indem er die irdische Tätigkeit, den Alltag zu einem religiösen Akt umgestaltete. Geld verdienen und arbeiten waren Handlungen im Sinne Gottes, das wirkte auf diese Menschen wie eine Droge. Ohne Calvin wäre der Westen nie so reich und so frei geworden.

Jean Calvin starb am 27. Mai 1564 in Genf. ○

Kabale und Hiebe

An dem Untreue-Skandal um den Gouverneur von South Carolina ist vieles untypisch. Vor allem, dass die betrogene Ehefrau zur Heldin wurde. Mit ihrer souveränen Reaktion auf die Affäre könnte Jenny Sanford die Karriere ihres Mannes retten. *Von Beatrice Schlag*



Schwört auf Bibelreue: Gouverneur Mark Sanford mit Familie bei seiner Vereidigung.

Am Anfang war es nichts als eine Kuriosität. «Wo ist Mark Sanford, Gouverneur von South Carolina?», fragte vergnügt der Radiosender NPR am Dienstag nach dem sonntäglichen Vatertag am 21. Juni. Der Gouverneur hatte sich am Freitag fürs Wochenende in die Berge abgemeldet, aber sein Handy klingelte auch am Montag noch ins Leere. Ehefrau Jenny teilte der Presse ohne Zögern mit, auch ihr habe er gesagt, er wolle wandern und nachdenken. Sie hatte den Vatertag mit den gemeinsamen vier Söhnen gefeiert.

Es war nicht so, dass South Carolina den republikanischen Chef dringend vermisst hätte. Es gab keine Mörder zu exekutieren oder zu begnadigen, keine Gefängnisrevolte war ausgebrochen. Es war nur ein gewöhnlicher Montag, dann auch ein Dienstag, und keiner wusste, wo der Gouverneur war. Sein Stellvertreter sagte, die Sache sei nicht leichtzunehmen, seine Mitarbeiter hätten keine Ahnung, wo Mark Sanford geblieben sei. Am Mittwochmorgen trat der inzwischen landesweit als vermisst gemeldete Gouverneur vor die Mikrofone und sagte, er sei bei seiner Geliebten in Argentinien gewesen. Dann wurde die Geschichte interessant.

Nicht, weil schon wieder ein Politiker fremdgegangen war. Denn in den USA war der moralische Aufschrei über einen streunenden Poli-

tiker zwar bisher die Norm. Aber das Aufschreien wurde in den letzten Jahren deutlich matter. Wie in Europa. Hier ist der Untreuefaktor von Politikern vermutlich ähnlich hoch wie in den USA. Aber wenn nicht einer Ehefrau der Kragen platzt wie Veronica Lario Berlusconi, kümmert es in der Regel niemanden, wo Politiker ihre Nächte verbringen.

Nach New Jerseys verheiratetem Gouverneur James McGreevey, der von einem schwulen Liebhaber erpresst wurde; New Yorks Gouverneur Eliot Spitzer und seiner hochbezahlten Prostituierten; Idaho-Senator Larry Craig, der im Klo einen Polizeispitzel befummeln wollte; Präsidentschaftskandidat John Edwards, der seine krebserkrankte Frau mit einer Wahlhelferin betrog; und nach John Ensign, dem Nevada-Senator, der im vergangenen Monat ebenfalls mit einer Wahlhelferin fremdging; nach all diesen nun also auch Sanford, wie Ensign eine der grossen republikanischen Nachwuchshoffnungen. Er hatte sich beim E-Mail-Verkehr in eine argentinische Journalistin verliebt.

Ein Modell für betrogene Ehefrauen

Von Sanfords Eskapade nach Argentinien wollte eigentlich niemand etwas hören. Aber Mark Sanford vibrierte vor Mitteilungsbefürnis. Er berichtete ungefragt von der «ver-

botenen, tragischen Liebesgeschichte in Argentinien. Wenn ich ins Grab sinke, werde ich wissen, dass ich einmal meine Seelenverwandte getroffen habe.» Und weil er gerade dabei war, erzählte er auch von anderen Geschichten mit Frauen, wo es zwar nie zum Äussersten gekommen sei, die aber dennoch irgendwie ungenügend gewesen waren. Er hörte nicht auf zu reden. «Er verliebte sich nicht nur in eine Frau», spottete *New York Times*-Kolumnistin Maureen Dowd, «sondern auch in eine glanzvolle Version seiner selbst»: der 49-jährige politische Pfennigfuchser als heissblütiger, tief empfindender Liebhaber. Beim Zitieren seines Satzes, jetzt werde er versuchen, «mich wieder in meine Frau zu verlieben», konnte sich der NBC-Nachrichten-Moderator das Lachen nicht verkneifen. Selbst republikanische Parteifreunde legten nun den Rücktritt nahe. Der Mann war ausser Kontrolle.

Dann trat, nicht mit versteinertem Gesicht und strengem Kostüm an der Seite des Streuners wie Silda Spitzer oder Dina Matos McGreevey, sondern allein in Freizeitkleidung und leicht wie eine Sommerbrise, Ehefrau Jenny Sanford auf, ehemalige Investmentbankerin und später Kampagnenmanagerin ihres Mannes. Sie hatte schon vor Monaten von der Affäre erfahren, als sie in Akten, die er sie anzuschauen bat, einen Liebesbrief fand. Er hatte sofort gestanden und versprochen, die Geschichte zu beenden. Inzwischen war sie mit den Kindern aus der Gouverneursvilla ins private Wochenendhaus umgezogen. «Ich warnte ihn unmissverständlich davor, die Frau in Argentinien zu sehen», sagte Jenny Sanford. Ob die Affäre beendet sei, wisse sie nicht. Seine Karriere? «Die geht mich nichts an. Darum hat er sich zu kümmern. Ich kümmere mich um meine Familie.» Sie sei bereit, zu verzeihen, aber sein Verhalten sei unentschuldig, «und an den Folgen wird er lange zu schaffen haben».

So redete in dem Land noch keine Frau eines untreuen Politikers. Auch wer von Mark Sanford vor dem Vatertag noch nie gehört hatte, horchte auf. Jenny Sanford wurde zum Modell der betrogenen Ehefrau: verletzt, aber verlässlich, gleichzeitig fordernd und nicht dringend darauf bedacht, die Ehe aufrechtzuerhalten, wenn der Mann sich nicht anstrengt. Das vergangene Wochenende verbrachte das Ehepaar gemeinsam in Florida. Wenn seine Frau ihn zurücknimmt, steigen Mark Sanfords Chancen, im Amt zu bleiben, sprunghaft. ○

Beitrag für eine bessere Welt

Klimaschützer fordern, dass staatliche Verwaltungen ihren Ausstoss an Treibhausgasen anderswo wieder einsparen. Die Massnahmen bringen zu wenig, schlimmstenfalls sind sie wirkungslos. Es liesse sich bei tieferen Kosten weit mehr erreichen. *Von Alex Reichmuth*



Anwalt der Klimaneutralität: Bundesrat Leuenberger mit Solarflugzeug.

«Regierungsrat fliegt ohne Klimaticket», klagte vor kurzem der *Tages-Anzeiger*. Die Zürcher Regierung denke bei ihren Flugreisen nicht ans Klima und habe den CO₂-Ausstoss von Reisen nach Rom und Edinburgh nicht kompensiert. Mit einem Vorstoss wollen Kantonsparlamentarier Druck machen: Sie fordern nicht nur Klimakompensationen für Regierungsflüge, sondern eine völlig klimaneutrale Verwaltung innert fünfzehn Jahren. Einen Schritt weiter ist das basel-städtische Parlament: Es hat letztes Jahr 33,5 Millionen Franken für Klimakompensationen für die Verwaltungstätigkeit der nächsten acht Jahre bereitgestellt. Auf Bundesebene hat Moritz Leuenberger als eifriger Klimaschützer bereits 2005 angeordnet, dass der CO₂-Ausstoss aller Flüge seiner Departementsmitarbeiter kompensiert werden müsse. Immer lauter fordern Klimaschützer, dass staatliche Verwaltungen klimaneutral funktionieren.

Klimakompensation bedeutet, klimaschädigende Gase, die bei Flugreisen, Autofahrten oder anderen Tätigkeiten ausgestossen werden, andernorts wieder einzusparen. Dazu bezahlt der Verschmutzer einen bestimmten Betrag an eine spezialisierte Organisation, die

Der kritische Blick auf die Klimaschutz-Massnahmen stört das Weltrettungspathos.

dieses Geld für Kompensationsprojekte im In- oder Ausland verwendet. Bekannt ist vor allem die Stiftung Myclimate, die den Ersatz von Kohle durch Biomasse finanziert, den Einsatz von Solarkochern vorantreibt oder den Bau von Windkraftwerken fördert. Bei Myclimate kostet die Klimakompensation für einen Retourflug von Zürich nach Rio de Janeiro 148

Franken, diejenige für eine Autofahrt über 500 Kilometer in einem Mittelklassewagen 5 Franken. Mit Klimatickets für private Flugpassagiere nahm dieses Kompensationssystem vor Jahren seinen Anfang – mittlerweile sind auch Kompensationen für den Betrieb von Unternehmen oder die Durchführung von Veranstaltungen in Mode gekommen.

Solche Kompensationen sind also Spenden für den «guten Zweck», die Lebensbedingungen auf dieser Erde erträglich zu gestalten. Da allerdings bei der Arbeit von Verwaltungen nicht privates, sondern öffentliches Geld ausgegeben wird, müsste sich der Staat bei Klimakompensationen die Frage stellen, ob solche Zahlungen wirklich geeignet sind, die Erde lebenswert zu erhalten. Und ob es Alternativen gibt, um dieses Ziel wirkungsvoller zu erreichen. Doch bei Massnahmen gegen den Klimawandel sind solche Fragen tabu: Da die Erderwärmung als «grösste Herausforderung, vor die sich die Menschheit je gestellt sah» (Al Gore), gilt, stört ein kritischer Blick auf Klimaschutz-Massnahmen das vorherrschende Weltrettungspathos.

Doch leider sind Klimakompensationen als Beitrag für eine bessere Welt ineffizient, vermutlich sogar völlig wirkungslos. Dabei gäbe es sinnvollere Möglichkeiten, Gutes für die Menschheit zu tun: Jährlich sterben zum Beispiel über eine Million Menschen an Malaria, drei Millionen an Aids, vier Millionen an Unterernährung und unzählige wegen simpler Komplikationen wie Durchfall oder an einfach zu behandelnden Infektionen. Das Leben der meisten dieser Opfer könnte mit lächerlich wenig Geld gerettet werden. Dass es nicht geschieht, ist eine Schande für diese Welt.

Unterlassene Hilfeleistungen

Ein Moskitonetz etwa, das einen guten Schutz vor Malaria bietet, kostet gerade mal zehn Franken. Wirksame Medikamente zur Behandlung dieser Krankheit sind ähnlich billig. Das Geld, das das basel-städtische Parlament für Klimakompensationen gutgeheissen hat, würde für den Kauf von drei Millionen Moskitonetzen reichen. Gemäss dem Ökonomen Jeffrey Sachs, dem Direktor des Uno-Millennium-Projekts, genügen 75 Franken, um einem in Armut lebenden Kenianer ein Jahr lang eine medizinische und wirtschaftliche Grundversorgung zu ermöglichen. Statt für einen Retourflug nach Brasilien 148 Franken für Klimaschutz zu bezahlen, könnte man damit zwei



Ernüchternde Schlüsse: Ökonom Lomborg.

Afrikanern ein Jahr lang ein menschenwürdiges Leben ermöglichen.

Hier wird eingewendet, man dürfe das eine nicht gegen das andere ausspielen. Man müsse beides tun: von Seuche und Krankheit betroffene Menschen retten und Klimaschutz-Massnahmen finanzieren. Das ist eine sehr schöne

Klimakompensationen sind vorläufig Subventionen für die Erdölbezüge anderer Staaten.

Sicht der Dinge – aber auch eine blauäugige. Denn finanzielle Ressourcen – oder zumindest die Möglichkeiten, sie zu mobilisieren – sind beschränkt. Wer privat nach einem Interkontinentalflug einen dreistelligen Betrag für ein Klimaticket ausgibt, wird die gleichzeitig eintreffende Bitte um eine Spende gegen Armut und Krankheit mit gutem Gewissen dem Papierkorb übergeben – man hat sich ja soeben für das Gute in der Welt engagiert. Bei Ausgaben der öffentlichen Hand ist die Beschränkung noch offensichtlicher: Was für Klimaschutz ausgegeben wird, steht nicht für anderes zur Verfügung. Es ist darum geradezu Pflicht, die Effizienz solcher Ausgaben zu hinterfragen – vor allem, wenn es um öffentliches Geld geht.

36 000-mal mehr Menschen retten

Der dänische Statistiker Bjørn Lomborg hat die Effizienz von Klimaschutz-Massnahmen durchgerechnet – mit ernüchternden Schlüssen. Er schätzt, dass eine Weiterführung des Kioto-Protokolls im heutigen Rahmen die Welt jährlich 200 Milliarden Franken kosten würde. Erreichen könnte man damit, dass die

Temperaturen in diesem Jahrhundert um minime 0,18 Grad weniger ansteigen würden. Damit könnte man zwar Menschen retten – aber zum unglaublichen Preis von über 100 Millionen Franken pro Leben. Lomborg ist überzeugt, dass mit einer noch stärkeren Reduktion des CO₂-Ausstosses dieses Verhältnis nicht etwa günstiger wird, sondern ein noch höherer Betrag pro gerettetes Menschenleben resultiert. Zum Vergleich weist der Däne darauf hin, dass in den Entwicklungsländern gemäss Schätzungen im Schnitt etwas mehr als 2000 Franken reichen, um einen Menschen zu retten – bei Aids sind es sogar nur gut 1000 Franken, wenn man verstärkt auf Prävention setzt.

Es ist anzunehmen, dass die Erderwärmung viele heute bestehende Probleme der Menschheit verstärken wird – etwa die Malaria. In seinem Buch «Cool it!» rechnet Lomborg vor: «Mit der Umsetzung des Kioto-Protokolls können wir in diesem Jahrhundert mehr als 140 000 Malaria-Todesfälle verhindern. Wir können Malaria aber auch direkt bekämpfen und auf diese Weise 85 Millionen Todesfälle verhindern, und zwar bei einem Sechzigstel der Kosten. Jedes Mal, wenn wir durch eine geeignete Klimapolitik einen Menschen retten, hätten wir mit einer besseren Anti-Malaria-Politik für die gleiche Summe 36 000 Menschen retten können.»

Kostspieliges Nullsummenspiel

Die Kernfrage lautet also: Ist die drastische Reduktion von Treibhausgasen wirklich die beste Methode, künftige Opfer des Klimawandels zu verhindern? Oder gibt es nicht direktere, viel effektivere Massnahmen: den Bau von Dämmen gegen Hochwasser, die Errichtung von Bewässerungsanlagen gegen Trockenheit, die Entwicklung von dürreresistenten Anbausorten gegen Ertragsausfälle, die unmittelbare Hilfe bei Seuche und Krankheit, die konsequente Bekämpfung von Armut? «Wir wollen sozusagen die Gefahr, in Bangladesch zu erlaufen, dadurch bekämpfen, dass wir in Deutschland weniger Auto fahren. Das kann's ja nicht sein», sagte der deutsche Klimaforscher Hans von Storch zur Absicht, den CO₂-Ausstoss massiv zu reduzieren.

Es ist also mehr als fraglich, ob Klimakompensationen ein effizienter Weg sind, Gutes für die Welt zu tun. Zu diesem Schluss kommt auch, wer den Überlegungen des renommierten deutschen Ökonomen Hans-Werner Sinn in dessen Buch «Das grüne Paradoxon» folgt. Sinn spricht den Bemühungen, den CO₂-Ausstoss zu reduzieren, jeglichen Nutzen ab – solange sich nicht alle Länder dieser Erde zu Reduktionszielen verpflichten. Nur ein weltumspannendes, funktionierendes Nachfragekartell für fossile Brennstoffe sei in der Lage, den Verbrauch dieser Brennstoffe insgesamt zu reduzieren. Der Ökonom weist auf einen fundamentalen wirtschaftlichen Effekt hin: Reduziert ein Teil der Staaten

seinen Verbrauch an fossilen Brennstoffen, bewirkt das an den Rohstoffmärkten wegen der kleineren Nachfrage sinkende Preise für Erdöl, Erdgas und Kohle. Sinkende Preise aber stimulieren die Nachfrage derjenigen Länder, die sich nicht zu Klimazielen verpflichtet haben. Was in einigen Ländern an fossilen Brennstoffen eingespart wird, wird somit in anderen Ländern mehr verbraucht – ein Nullsummenspiel.

Die Entwicklung des CO₂-Ausstosses in den letzten Jahren gibt Hans-Werner Sinn recht: In Staaten, in denen der Klimaschutz sehr ernst genommen wird, hat dieser Ausstoss tatsächlich abgenommen: in der Schweiz seit 1990 um 11 Prozent, in Deutschland in der gleichen Zeitspanne sogar um 17 Prozent. Weltweit hingegen ist kein solcher Trend in Sicht, im Gegenteil: Allein zwischen 2000 und 2007 hat der CO₂-Ausstoss um 25 Prozent zugenommen – der Anstieg hat sich gegenüber den neunziger Jahren sogar beschleunigt. Der steigende Brennstoffverbrauch derjenigen Länder, die beim Kioto-Protokoll nicht eingebunden sind, macht alle Klimaschutz-Anstrengungen der Kioto-Staaten mehr als zunichte. Klimakompensationen, für die Klimaschützer so leidenschaftlich plädieren, sind somit vorläufig nichts anderes als Subventionen für die Erdölbezüge anderer Staaten. ○

suche.ch[®]
Das Schweizer Internet-Portal
jetzt noch besser!
einfacher – schneller – genauer

schon besucht?

renovationen.ch
holzbau.ch
fassaden.ch
isolationen.ch
bodenbelaege.ch
treppen.ch
heizung.ch
wetterbericht.ch

Die Irrtümer von Moskau

Barack Obama schmeichelt russischen Grossmachtsgefühlen. Kein Wunder, spricht man in Moskau von Neustart und Harmonie. In Wahrheit hat der US-Präsident dem Kreml nichts von Substanz abgerungen. Seine Vision einer atomwaffenfreien Welt versperrt ihm den Blick auf die Realität. *Von Urs Gehrig*



Russland kann rundum zufrieden sein: Kreml-Chef Medwedew (l.) und US-Präsident Obama.

Ob er ihm auch so tief in die Seele geblickt hat wie weiland Bush Putin bei seinem ersten Treffen? Man weiss es nicht. Aber das Ergebnis klingt irgendwie bekannt: «Ich vertraue ihm», sagte Obama am Montag in Moskau über Russlands Präsidenten Medwedew. Der amerikanische Gast massierte gehörig die russische Seele. Medwedew durfte Russlands Anspruch untermauern, Ordnungsmacht von globaler Geltung zu sein. Dazu wurden salbungsvolle Worte gesprochen. «Ich finde ihn direkt», flattierte Obama, «sehr professionell.»

Bei so viel «gefühlter» Politik schwant einem Ungemach. Hat sich Obama wie sein Vorgänger täuschen lassen? Noch bevor er in Moskau eintraf, kam ein Attest von höchster Warte: «Obama ist wie ein Schachspieler, der simultan spielt, also mit mehreren Spielern gleichzeitig zugange ist», sagte Henry Kissinger im *Spiegel*-Interview. Mit unzähligen Partnern und Feinden ist Obama bereits ins Spiel ge-

kommen, wobei er stets den ersten Zug machte, zuletzt in Kairo, wo er Amerikas Hochachtung für die 1,3 Milliarden Muslime beschwor. «Wenn Obamas Grussadresse an die islamische Welt zeigen soll, dass Amerika offen für den Dialog ist und nicht nur die Konfrontation als Strategie kennt, dann spielt das eine nützliche Rolle», urteilt Kissinger. Doch der Doyen der US-Aussenpolitik warnt: «Wenn er aber damit fortfährt und glaubt, jede Krise könne durch eine philosophische Rede beantwortet werden, dann bekommt Obama Probleme in wilsonischen Ausmassen.»

Was also trieb Obama nach Moskau? «Das Wichtigste, was ich kommunizieren will, ist Amerikas Respekt für Russland», liess er die ehemalige Supermacht noch vor seiner Ankunft wissen. Nicht sehr originell, aber als Türöffner immer wieder effektiv. Trotz der salbungsvollen Worte durfte man davon ausgehen, dass Schachmeister Obama keine Illu-

sionen hat, was aus Putins Russland geworden ist: ein institutionell schwaches, nationalistisches, korruptes Land, fähig, sowohl seine Nachbarn wie die eigenen Leute zu unterdrücken. Obama wisse aber auch, so liessen seine Berater durchblicken, dass es fruchtlos sei, den Kreml über sein Verhalten zu Hause und im Ausland zu belehren. Obama, ein Realist also. Einer, der ein konstruktives Verhältnis zum widersprüchlichen Grossreich finden will. Doch zu welchem Zweck?

Der grosse Irrtum «Global Zero»

Obama hat eine Vision. Und zwar schon seit seinen Studentenjahren an der New Yorker Columbia University: «Global Zero», eine atomwaffenfreie Welt, vorgestellt in einer philosophischen Rede in Prag beim letzten Europa-Besuch. Es sei naiv, zu denken, die Atomkräfte könnten ihr Arsenal dauernd aufstocken «und in dieser Atmosphäre Länder wie den Iran und Nordkorea dazu drängen, keine Waffen zu bauen». Um Glaubwürdigkeit zu erlangen, sei es notwendig, dass die USA und Russland vorangehen.

Beide bekundeten die feste Absicht, noch in diesem Jahr einen Vertrag zur Reduktion eines Drittels ihrer strategischen Atomwaffen zu unterzeichnen. Und sie vereinbarten, die Probleme Iran und Nordkorea gemeinsam anzugehen. Und sonst? Amerika brauche Russland, um die Nachschubwege nach Afghanistan zu sichern, hiess es aus Washington. Auch das hat Obama erreicht. Hundert Millionen Dollar spart er so pro Jahr. Aber seine Vision verstellt ihm den Blick auf die Realität. Die sieht so aus:

1. Kaum war Obama im Amt, startete Nordkoreas Herrscher Kim Jong Il durch. Er testet eifrig Raketen, elf waren es allein in der letzten Woche, boykottiert die Abrüstungsgespräche und will die Bombe bis 2012 einsatzbereit haben. Derweil läuft auch das Atomprogramm des Irans auf Hochtouren. 7000 Zentrifugen sollen gemäss neuestem Bericht der Internationalen Atomenergieagentur in Betrieb sein. Die *breakout capability* ist überschritten – die Fähigkeit zur Herstellung einer Atombombe. Obamas Vision der atomwaffenfreien Welt geht von einer falschen Prämisse aus: «Säe Gutes, und du wirst Gutes ernten.» Aber sie taugt bei Regimen vom Schlage Irans oder Nordkoreas nicht. Sie sehen die Atombombe als ihre einzige wirkliche Überlebensversicherung.

Jahrelang fabulierten Tyrannen-Versteher wie der scheidende IAEA-Generalsekretär

Baradei, ein glühender Befürworter des «Global Zero», Nordkorea habe bloss Angst vor den USA. Es fühle sich nicht ernst genommen. Weil Bush das Land 2002 auf die «Achse des Bösen» gesetzt habe, sei es sozusagen gezwungen worden, die Atombombe zu bauen. Seltsam bloss, dass es just in dem Moment, als Dialog-Präsident Obama ins Weisse Haus zieht, ein Feuerwerk von Atomtests lanciert. Ob hier wohl jemand Dialog als Schwäche auslegt?

Lauter Geschenke – keine Gegenleistung

Schwäche demonstrierte Obama auch in Moskau: Der nun vereinbarte «erste Schnitt» bei den strategischen Atomarsenalen ist in Wahrheit ein Geschenk an Russland. Viele seiner Trägersysteme sind derart veraltet, dass sie ohnehin bald ausrangiert werden müssen.

2. Im Zentrum der Moskauer Gespräche habe die Raketenabwehr gestanden, liess man die Presse wissen. Man habe mit Ausloten begonnen, wie man auf diesem «delikatem» Feld kooperieren könne. Seit Jahren sind in Tschechien und Polen Teile einer Missile-Verteidigung geplant, die Europa gegen allfällige iranische Angriffe wappnen soll. Moskau hat das Verteidigungsprojekt – wider alle Fakten – zu einem «feindlichen Akt» gegen Russland stilisiert und den beiden Nachbarn gar mit Vergeltung gedroht, sollten sie es wagen, Abwehr raketen zu installieren. Man prüfe das ganze Projekt, liess Obama nun in Moskau wissen.

In Wahrheit ist Obamas Meinung längst gemacht. Im Willen, den «Knopf für einen Neustart der Beziehungen» zu drücken, bot Obama bereits im März einen Verzicht auf die Stationierung der Raketenabwehr in Tschechien und Polen an. Als Gegenleistung verlangt er von Russland bloss, tatkräftig dabei zu helfen, den Iran von seinen nuklearen Ambitionen abzubringen. Dabei überschätzt er Moskau. Der Kreml ist in keiner Weise imstande, ein Nachgeben im Atomstreit zu erzwingen. Entsprechend wird es Medwedew leichtfallen, auf den Raketenabwehr-Verzicht zu pochen, selbst wenn der Iran mit dem Atomprogramm weiterfahren sollte.

3. Ein pragmatischer Realist im Weissen Haus würde sich sagen: Wenn die Russen der Raketenabwehr schon derart überzogenes Gewicht beimessen, machen wir daraus ein Verhandlungspfand. Statt von Russland Dinge zu verlangen, die es nicht erbringen kann (Iran), könnte Obama sinnvollerweise seine Konzession mit einer echten Gegenleistung verknüpfen: der Forderung etwa, Russland müsse seinen Widerstand gegen einen Nato-Beitritt Georgiens und der Ukraine aufgeben. Doch davon war in Moskau nichts zu hören. Die ehemaligen Sowjet-Satelliten, die noch heute nichts mehr fürchten als die Fuchtel des Kremls, liess Obama im Stich. Ohne Not.

Im Südkaukasus befinden sich zurzeit russische Truppen mitten im grössten «Kriegs-

spiel» seit dem Ende des Kalten Krieges. Nach dem «unvollendeten Krieg» vom vergangenen Sommer bilden mindestens 8500 Mann eine neue Drohkulisse gegen das kleine Georgien. Im Juni legte Moskau sein Veto gegen die erneute Stationierung von UN- und EU-Beobachtern in Abchasien und Südossetien ein, den abtrünnigen georgischen Regionen. Während Russland nicht einmal die Bedingungen der Waffenruhe akzeptiert, verhalten sich die USA, als sei der Krieg nie geschehen.

Russland kann rundum zufrieden sein. Ohne substantielle Gegenleistung wurde Moskaus Zone «privilegierter Interessen» gewahrt, ein Gebiet souveräner, unabhängiger Staaten, die früher Teil der Sowjetunion gewesen waren. Es kann das abrüsten, was ihm



Abrüstungspostel Obama: Studentenzeitung 1983.

ohnehin zur Last geworden ist. Die desolote Menschenrechtssituation wurde zwar angesprochen, aber eher im Stil eines Workshops, bei einem Treffen mit dem Oppositionellen und Schachgrossmeister Garri Kasparow.

Kasparow, der simultan zwei Dutzend Gegner besiegte und sogar den IBM-Computer «Deep Blue» in 73 Zügen schachmatt setzte, prägte den Spruch: «Intelligenz lässt sich nicht am Weg, sondern nur am Ergebnis feststellen.» Möglich, dass das Auge des Betrachters die Genialität des Simultan-Players Obama nicht zu antizipieren vermag. Im heissen «Duell» mit dem Iran scheint er allerdings bereits in der Eröffnungsphase die Dame verschenkt und damit den Manövrierraum verengt zu haben. Durch eigenes Verschulden.

In der Überzeugung, Bushs konfrontative Iran-Strategie habe nichts gebracht, hat Obama vor Monaten eine Charmeoﬀensive gestartet. Er liess sich nicht beirren, auch als seine

dargebotene Hand wiederholt ins Leere griff. Selbst nach der umstrittenen Präsidentenwahl am 12. Juni und der brutalen Niederschlagung der Opposition blieb er auf Kurs: Obama hielt sich bis zur Unkenntlichkeit zurück, obwohl es hinter den Kulissen von rechts bis tief ins eigene Lager hinein Kritik hagelte.

Aus Obamas Perspektive war das konsequent: Sollte es mit dem Regime im Iran wegen des Atomprogramms zu einem Zusammenstoss kommen, würde sich dieser nur rechtfertigen, wenn der Westen vorher alle denkbaren Anstrengungen unternommen hat, ihn zu vermeiden. Doch dann knickte Obama ein. Offenbar nachdem er auf Youtube Zeuge vom Tod der 26-jährigen Studentin Neda geworden war, der Frau, die über Nacht zur Ikone des Widerstands wurde. Plötzlich war es vorbei mit der kühl berechnenden Realpolitik. «Abstossend und inakzeptabel» sei die Gewalt, protestierte er. Statt stoisch das Ziel vor Augen zu behalten, tappte er dem Regime in die Falle. Er töne ja wie sein Vorgänger Bush, höhnte Achmadinedschad.

Statt einer Strategie verwirrende Signale

In Wahrheit hatte Obama bereits vorher den diplomatischen Weg unnötig verbaut. So triumphierte Israels Premier nach seinem frostigen Antrittsbesuch in Washington im Mai. Es war ihm gelungen, Obama eine Deadline für Verhandlungen mit dem Iran abzurufen. «Bis Ende Jahr», sagte Netanjahu stolz. Letzten Sonntag schliesslich goss der für sein lockeres Mundwerk berüchtigte Vizepräsident Joe Biden neues Öl ins Feuer. In einem Interview mit dem US-Sender ABC bezeichnete er einen Militärschlag gegen das iranische Atomprogramm als «souveränes Recht» Israels. Und er doppelte nach: Die USA würden Israel gewähren lassen. «Ob wir zustimmen oder nicht, sie sind berechtigt, das zu tun.»

Heisst das, Obama hat die Verständigung mit Teheran mittels polydimensionaler Diplomatie bereits aufgegeben? Am Dienstag piff Obama seinen Vize via CNN zurück. Er werde einen israelischen Angriff nicht dulden. Zu den verwirrenden Signalen passt, dass man im Aussenministerium offenbar nichts von einer Iran-Strategie weiss. «Wir haben so wenige Mittel zur Hand, wenn es um den Iran geht, und wir verstehen nicht wirklich, was sich dort abspielt», erklärt ein hoher Beamter der *Washington Times*. «Alles, was wir haben, ist, was der Präsident sagt.»

Ein Simultanspieler muss nicht nur mehrere Spiele überblicken, sondern auch schneller reagieren, um seine strategische Überlegenheit zu behaupten. Aber der 44. US-Präsident scheint eher die Rolle zu spielen, die der amerikanische Diplomat und Historiker George F. Kennan umschrieb: «Mancher, der sich für einen Schachspieler der Weltpolitik hält, ist in Wirklichkeit bloss eine Schachfigur.» ○

Johnny Cool

Endlich spielt der bestaussehende Mann im Filmbusiness wieder eine Figur ohne Perücke und schreiendes Make-up. Als Bankräuber John Dillinger ist Johnny Depp Weltklasse. Okay, er trägt einen Filzhut. Aber den trägt niemand besser. *Von Beatrice Schlag*

Es ist eine komische Geschichte mit Filmfans und Johnny Depp. Natürlich finden ihn alle Frauen schön. Und die meisten Männer wären zumindest gern so cool angezogen. Aber das gilt für die Fotos in den Magazinen. Wer geht ins Kino wegen Johnny Depp, wenn er nicht den wilden Piraten spielt? Die wenigsten seiner übrigen Filme rissen einen wirklich mit. Sein Charme und seine Fotogenität sind häufig beeindruckender als das, was er über seine Charaktere preisgibt. Die bleiben unter den Hüten und Perücken oft entrückt und reserviert. Und dafür zahlt man keinen Eintritt. Sondern für mitreissende Action oder mitgerissene Herzen, im Idealfall für beides auf demselben Ticket.

In diesen Tagen, an denen man in den USA den Fernseher nicht einschalten konnte, ohne zu Michael Jackson zu zappen, erinnerten die Fantasiemaskeraden, die Schminke, die ständig wechselnden Frisuren auch an Johnny Depps Karriere. Wie der vermutlich homosexuelle Michael Jackson hat der vier Jahre jüngere heterosexuelle Johnny Depp in seinen Filmen jahrelang bevorzugt androgyne und manchmal auch ausgesprochen feminine Figuren dargestellt, die Mehrheit von ihnen Freaks. Der grosse Unterschied ist, dass der 46-Jährige privat nicht wie ein bizarres Fabelwesen aussieht, sondern beneidenswert gut, ein Mann, der scheinbar langsamer altert als andere. Wobei nichts in seinem Gesicht nahelegt, dass jemand daran herumgeschnitten hat.

Manchmal sind seine Figuren anrührend wie Edward Scissorhands und Ichabod Crane in «Sleepy Hollow», manchmal exzentrisch wie Willy Wonka in «Charlie and the Chocolate Factory», manchmal verstörend wie der singende Serienmörder Sweeney Todd. Niemand zweifelte je an Depps Talent, und mit der «Pirates of the Caribbean»-Staffel ist er auch der Kassenknüller geworden, den ihm niemand ernsthaft zutraute, am wenigsten er selbst. Aber gelegentlich hätte man sich gewünscht, das schönste männliche Leinwandgesicht Hollywoods nicht nur als zugschminkte Märchenfigur zu sehen.

Zwischen Jäger und Gejagtem

Wenn er einem – selten – den Gefallen tat, wie in «Donnie Brasco» oder der zu Unrecht wenig beachteten Kokainorgie «Blow», wollte man mehr davon. Hier nun die gute Nachricht: Am 30. Juli läuft «Public Enemies» von Michael Mann in den Schweizer Kinos an. Und Johnny

Depp, nach Meinung des amerikanischen *Rolling Stone* «einer der aufregendsten und originellsten Schauspieler, die dieses Land je hervorgebracht hat», begeistert mit einer furiosen Leistung. Er spricht mit leiser, fast immer sanfter Stimme, von der Regisseur Mann erst nichts wissen wollte. «Nach seiner Meinung sollte ich wie eine Art Tony Soprano klingen», spottete Depp nach den Dreharbeiten. Stattdessen spielt Johnny Depp einen Gangster, wie man ihn im Kino bisher nicht sah. Er kriecht einem mit Winzigkeiten, einem sekundenlangen panischen Blick, einem millimeterkleinen Lächeln, einer unerwartet brutalen Geste, Zentimeter um Zentimeter unter die Haut und bleibt noch eine Weile dort, wenn der Film zu Ende ist. In der einzigen Bettszene mit Marion Cotillard, letztes Jahr Oscar-Preisträgerin für «La vie en rose», wird wenig erregende Nacktheit gezeigt. Aber mehr Intimität ist im Kino selten zu sehen.

«Public Enemies» ist eine freie Adaptation des Buchs von Bryan Burrough über die letzten eineinhalb Jahre des legendären amerikanischen Bankräubers John Dillinger, der zu Beginn der dreissiger Jahre zu einer Art Robin Hood der Besitzlosen verklärt wurde, weil er den Banken nach verbreiteter Meinung raubte, was sie während der Grossen Depression den Armen abgeknöpft hatten.

Der partyfreudige, stilbewusste Dillinger war mit 24 wegen eines Überfalls auf einen Lebensmittelladen verurteilt worden und sass dafür achteinhalb Jahre in Indiana im Gefängnis. Dort lernte der über das harte Urteil erbitterte junge Mann aus der Provinz von Mitinsassen, wie man an richtig viel Geld kommt. Rund zwei Dutzend Banküberfälle wurden ihm danach angelastet. Sie trugen ihm den Spitznamen «Jackrabbit» ein, der Hase, weil er so elegant über Banktresen springen konnte. Ausserdem überfiel er vier Polizeiwachen, stahl Waffen und Schutzwesten, aus purem Genuss an der Demütigung seiner Häscher. Dillinger war verspielt, spöttisch, lakonisch. Und allergisch gegen jede Autorität, ohne politisch zu sein. Er hasste das System, das ihn acht Jahre einsperrte. Ob Leute bei Verfolgungsjagden starben, war ihm gleichgültig. Nur seine Leute durften es nicht sein.

Wie oft in Filmen von Michael Mann geht es vor allem um die Geschichte eines Kampfes zwischen Jäger und Gejagtem, beide miteinander verbunden durch den wortlosen Respekt vor dem Können des andern. Sie begeg-

nen einander in «Public Enemies» ein kurzes, nicht zu vergessendes Mal. Der Jäger ist hier Christian Bale («Batman») als Melvin Purvis, Agent des neugegründeten FBI, dessen Ehrgeiz, den Verbrecher zur Strecke zu bringen, so fanatisch ist, dass seine Gesichtszüge davon erstarrt sind. Christian Bale ist ein grossartiger Schauspieler, aber der Regisseur gibt ihm wenig Spielraum, den Fanatismus seiner Figur verständlich zu machen. Lieber will Mann John Dillinger in all seinen Facetten zeigen, auch in einer, die man in seinen Filmen bisher nur andeutungsweise kennenlernte: der Gangster als rüchhaltloser Liebhaber.

Ein Körper wie ein Tagebuch

John Dillinger sieht die zarte Billie Frechette (Cotillard), die Garderobenfrau mit den ängstlichen Augen, in einem Nachtclub und hat keine Zweifel. Das ist die richtige Frau, sie braucht jemanden, der ihr Sorge trägt. Billie ist skeptisch, sie weiss nichts von ihm, ausser dass er Bankräuber ist. Er sagt: «Ich mag Baseball, Kino, gute Kleidung, schnelle Autos, Whisky und dich. Was musst du sonst noch wissen?» Cotillard ergibt sich auf der Stelle, nicht kleinlaut, sondern überzeugt. Es ist ein unverbrüchlicher Deal zwischen einer vaterlosen Tochter und einem einsamen Mann, der jemandes Beschützer sein will.

Johnny Depp wuchs in Kentucky auf, keine zwei Autostunden von John Dillingers Geburtsort entfernt. Er war nach eigenen Angaben nie ein frohes Kind: «Ich konnte keine Entscheidungen treffen.» Einer, der sich die Arme zerschnitt, «ob die Zeiten gut waren oder schlecht, ich musste mir einfach ein Stück Fleisch heraushacken. Mein Körper ist eine Art Tagebuch.» Er beging kleinere Diebstähle, soff, nahm Drogen, verwüstete Hotelzimmer, als er prominent wurde. 1999 sagte er in einem Interview: «Mein Bild von mir ist immer noch das eines Hoffnungslosen, der zufällig Glück gehabt hat.» Zehn Jahre, eine lebhaftige Beziehung mit der französischen Sängerin Vanessa Paradis und zwei Kinder später ist Schauspieler Johnny Depp zuversichtlicher.

Er pendelt zwischen seinen Wohnsitzen in Frankreich, Los Angeles und der Karibik, wird mit Goldzähnen und schwarzumrandeten Augen weitere Piratenfilme drehen, weitere Millionen verdienen und sich hoffentlich irgendwann überzeugen lassen, dass maskierte Exzentrik nur einen Teil seines überragenden Könnens ausmacht. ○



«Ein Hoffnungsloser, der Glück gehabt hat»: Schauspieler Johnny Depp.

Sonnenuntergang über Kairo

Die einst liberale und weltoffene Hauptstadt Ägyptens wird heute von Islamisten belagert. Deren Regeln haben sich im Alltag längst durchgesetzt. Die letzten Zeugnisse aus Kairos goldener Epoche zerfallen. *Von Pierre Heumann*

Der Ort, an dem Samia Mehrez es noch wagt, sich zu offenbaren, ihr pechschwarzes Haar ohne Scheu offen zu tragen, liegt hoch über den Dächern von Kairo. Auf ihrer Dachterrasse mit dem atemberaubenden Blick auf Zamalek, eine der vornehmsten Wohngegenden in dieser verrückten Metropole, die reich und bettelarm zugleich ist, die Metropole sein will, aber eigentlich ein Dorf mit unüberschaubaren Dimensionen ist.

Auf ihrem Dach ist Mehrez eine andere, fühlt sie sich frei. Um ins reale Kairo abzutauchen, steigt sie in den Lift, der sie lautlos von ihrer Wohnung in die Tiefgarage bringt. Dort startet sie ihren Wagen und fährt ins Stadtzentrum. Sie vermeidet es, den Menschen ins Gesicht zu sehen – sie weiss, sie provoziert, weil sie keinen Schleier trägt, was sonst nur Koptinnen oder westliche Touristinnen tun.

Samia Mehrez, Professorin für Literatur, Mitte fünfzig, fühlt sich von Islamisten bedrängt, die immer mehr werden, immer unverblümt und die schleichend die Macht in ihrem Land übernehmen. Die Bedrohung ist nicht offen, sehr subtil. Man lässt sie spüren, dass sie nicht dazugehört.

Ein Exempel ist bereits statuiert: Es ging um ein Buch, das sie mit den Studenten durchnehmen wollte. Ägypten, sagt Mehrez bitter, habe zwar eine säkulare Regierung und die ägyptische Verfassung spreche von einem «sozialistischen demokratischen Staat». Aber im Alltag setze sich islamisches Recht fundamentalistischer Prägung durch.

Auf der Literaturliste in einem von Samia Mehrez' Kursen hatte das Buch eines angesehenen marokkanischen Schriftstellers gestanden. Es geht darin um eine homosexuelle Beziehung unter Jungen, und es enthält autobiografische Elemente. Die Eltern zweier Studenten beschwerten sich aber und behaupteten: Die Professorin verführe die Studenten zum Lesen pornografischer Schriften. Es dauerte nicht lange, da waren das Buch und vor allem die Liste der Professorin Gegenstand einer hitzigen Debatte im ägyptischen Parlament. Der Bildungsminister gab den Tarif durch: «Benützt dieses Buch nicht mehr!», befahl er. Das Werk wurde von der Liste gestrichen. Dass es immerhin in dreizehn Sprachen übersetzt wurde und sich einen festen Platz in der neuen arabischen Literatur erobert hatte, war für die Regierung kein Argument. Akademische Freiheit wollte der Minister dem Land nicht zumuten. Wer sich wie die Literaturpro-



«Paris am Nil»: Strassencafé in Kairos Innenstadt.

fessorin gegen diese Tendenzen wehrt, erfährt keine Unterstützung. Auch im Professorenzimmer fühlt sie sich isoliert.

Die Frage lautet: Welches Ägypten wird sich durchsetzen? Samia Mehrez, die Literaturprofessorin, hat eine Befürchtung. Die American University in Cairo (AUC), an der sie unterrichtet, ist zwar eine säkulare Eliteuniversität. Selbst dort ziehen sich junge Frauen jetzt aber züchtiger an als einst ihre Mütter. Wehmütig erinnert sich die Professorin an die neunziger Jahre, als die meisten Frauen Kairos unverschleiert waren. In den achtziger Jahren trugen sie noch kurze Röcke. Mehrez trauert vor allem dem akademischen Klima jener Zeit nach, als sie als Studentin im Buchladen noch Nietzsche auf Arabisch kaufen konnte.

Ein riesiges Dorf

Mit der Weltoffenheit von einst ist es nun vorbei. Es ist noch nicht sehr lange her, da nannten Ausländer die Stadt liebevoll «Paris am Nil». Reminiszenzen daran hat der Zahnarzt und Erfolgsautor Alaa al-Aswani aufgezeichnet, in einem später verfilmten Roman, der die Geschichte seiner Stadt am Beispiel eines Gebäudes zeigt: des Yacoubian Building in der Innenstadt von Kairo. Der Zerfall des einst grossartigen kosmopolitischen Wohnhauses

Die Frauen an der säkularen Eliteuniversität kleiden sich züchtiger an einst ihre Mütter.

aus der Kairoer Belle Epoque symbolisiert den Niedergang der Hauptstadt. Bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts lebten hier Muslime, Christen, Juden, Ägypter, Osmanen, Armenier, Italiener und Franzosen zusammen, das Klima war weltoffen und tolerant. Heute ist das Haus, das von einem Armenier namens Yacoubian gebaut worden war, nur noch eine heruntergekommene Art-Déco-Fassade in einer lauten, schmutzigen urbanen Umgebung, ein Abklatsch der früheren Grösse. Wehmütig erinnert sich al-Aswani an das liberale Kairo, in dem er aufgewachsen ist: «Wer beten wollte, betete; wer trinken wollte, trank; wer fasten wollte, fastete.»

Kairo strahlt, obwohl es rund achtzehn Millionen Einwohner hat und im Verkehr erstickt, dörflichen Charakter aus. Auf den Dächern der Innenstadt haben sich mittellose Familien eingeknistet, dort haben sie sich Hütten aus Asbest gebaut. Viele züchten Tauben. In den engen Gassen der Innenstadt wird Gemüse auf der Strasse verkauft, Tiere werden geschlachtet, und Zuhälter suchen nach jungen Knaben, die sich auf die Schnelle bei einem Europäer ein Trinkgeld verdienen wollen. Parallel tragen gerade in ärmeren Wohngebieten viele Frauen nicht nur ein Kopftuch, sondern den Niqab, ein schwarzes Tuch, das aus den Individuen



Mit der Toleranz ist es vorbei: verschleierte Frauen.



Freiheit über den Dächern: im Stadtviertel Garden City.



Steigender Einfluss: Muslimbrüder beim Gebet.



Keine Fortschritte: Präsident Mubarak.

Objekte macht, weil es am Kopf nur einen schmalen Spalt für die Augen zulässt.

Wo die Grenze Kairo verlaufe, sei unklar, meint Mehrez und blickt über das Häusermeer mit den Satellitenschüsseln in den dunstigen Horizont. Bis ins Jahr 2022, prognostiziert die Regierung, wird die Zahl der Einwohner von heute 18 auf 28 Millionen steigen. Ägypten war schon immer ein zentralistisches Land. 55 Prozent aller Hochschulen, 46 Prozent aller Spitalbetten und 43 Prozent aller Jobs sind in der Hauptstadt konzentriert – ebenso die Arbeitslosen und die Flüchtlinge aus dem Irak und aus dem Sudan. In die Stadt strömen zudem Tag für Tag Ägypter aus den Provinzen, um sich mit der grotesken, ineffizienten Bürokratie herumzuschlagen.

Der Mittelstand ist praktisch verschwunden. Und damit auch die Hoffnung auf soziale Fortschritte. In die Lücke sind die Islamisten gesprungen, die im Land eine strenge Interpretation des Islam anstreben. Sie wollen Ägypten zudem aus der militärischen und politischen Abhängigkeit von den USA lösen. Vor allem die Bewegung der Muslimbrüder tut sich in diesem Umfeld hervor. Sie stellt fromme Zensoren, die das Fernsehen und die Kinos überwachen. Kommt ihnen etwas unzüchtig vor, schreiten sie ein. Mit Erfolg. Die Bewegung hat Anhänger auf der Strasse und in den Universitäten, Studenten und Dozenten sympathisieren mit ihr.

Die Muslimbrüder haben Ärzte als Unterstützer, sie kontrollieren die Studentengewerkschaften und neuerdings auch den einflussreichsten Berufsverband, die Anwaltskammer mit ihren 205 000 Mitgliedern. Anfang der neunziger Jahre ist es den Muslimbrüdern gelungen, allmählich das Land zu

verändern. Ihnen schwebt ein muslimischer Gelehrtenrat vor, der die Regierung überwacht, ganz nach dem iranischen Vorbild der Islamischen Republik. Nie erschiene ihnen beispielsweise eine Frau geeignet fürs Präsidentenamt. Das Tempo ihres politischen Vormarsches ist beachtlich. Bei den Wahlen von 2000 erhielten sie lediglich 15 der 454 Parlamentsmandate. Doch bei den letzten Wahlen,

Mit dem Mittelstand ist auch die Hoffnung auf soziale Fortschritte verschwunden.

2005, brachten es die Muslimbrüder auf 88 Sitze in der Volksvertretung. Seither haben sie ihren Ruf gefestigt, die am besten organisierte Oppositionsgruppe am Nil zu sein. Sie knüpfen an den Kampf ihres Gründers Hassan al-Banna an. Der hatte die Brüder 1928 als Protestbewegung gegen den korrumpierenden Einfluss des Westens in Ägypten gegründet.

Am steigenden Einfluss der Muslimbrüder ist das Regime von Hosni Mubarak nicht unschuldig. Die Wirtschaftsreformen der vergangenen Jahre führen zwar, zumindest auf den ersten Blick, zu ansehnlichen Resultaten. Die Wirtschaft wuchs seit 2005 um sieben Prozent pro Jahr, angetrieben vor allem von privaten Konsumausgaben und einem kometenhaften Anstieg direkter Auslandsinvestitionen.

Durch und durch korrupt

Die Integration Ägyptens in die globale Wirtschaft kam zwar rasch voran. Aber der Boom geht spurlos an den Armen vorbei – und das sind laut unabhängigen Schätzungen immerhin knapp die Hälfte der Bevölkerung. Sie sind den katastrophal schlechten staatlichen Schulen, der ineffizienten und korrupten Bürokratie sowie launischen Richtern ausgeliefert. Mehr als vierzig Prozent der Ägypter sind Analphabeten. «Sie können deshalb weder von den Früchten des Wirtschaftsbooms noch der Öffnung der Ökonomie profitieren», meint ein Regierungsberater. In den Klassenzimmern der staatlichen Schulen sitzen dicht gedrängt sechzig und mehr Schüler. Die Lehrer sind faul und denken im Unterricht nur daran, wie sie ihr karges Einkommen aufbessern können. Sie verdienen weniger als ein Kellner in einem Kaffeehaus.

Das Misstrauen gegenüber dem Regime ist allgegenwärtig. Die Muslimbrüder haben Einfluss, auch weil die Kluft zwischen Arm und Reich dramatisch gewachsen ist. Wenn die Jugend der Elite sich abends vergnügt, gibt sie mehr aus, als die Ärmsten in einem Monat verdienen. Am Flughafen von Kairo stehen die Privatjets der Reichen, während den Armen die Piaster für eine Busfahrt nicht ausreichen. Die Arbeitslosenquote liegt bei etwa dreissig Prozent, jedes Jahr kommen 800 000 Arbeits-

lose dazu. Betroffen sind vor allem junge Ägypter. Wer keinen Job hat, hat zu wenig Geld, um zu heiraten.

Die Ägypter halten ihr Land für durch und durch korrupt, stellten Wissenschaftler der Cairo University in einer Umfrage fest. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung fühlt sich ungleich behandelt. Vierzig Prozent geben zu, dass sie in der Vergangenheit Beziehungen genutzt haben, um etwa ihren Job zu behalten. Viele Ägypter halten Bestechungsgelder für die einzige Möglichkeit, um zu ihrem Recht zu kommen. Auch damit lässt sich Stimmung machen, gegen das, was vorgibt, eine Demokratie zu sein, und für das wahre Leben, ein reines Leben.

«Wieso gibt es keine Fortschritte?», fragt ein Mann Anfang sechzig, er trägt ein feingestutztes Bärtchen und einen braunen Anzug, der Hemdkragen ist offen. Essam Erian, Sprecher der Muslimbrüder, wurde in den neunziger Jahren von einem Militärgericht zu einer fünfjährigen Haftstrafe verurteilt, weil er nach Ansicht der Richter einer illegalen Gruppe angehörte, die die Verfassung ausser Kraft setzen wollte. Die Läuterung, die sich die Regierung erhofft hatte, blieb aus. Erian radikalisierte sich im Knast. Der studierte Arzt bildete sich zum Scharia-Juristen aus. Die Polizei könne tun, was ihr gerade beliebt, meint Erian: «Die Bürger haben keine Rechte.»

Alle Möglichkeiten, das Land auf friedlichem Wege zu reformieren, seien blockiert, sagt Professorin Mehrez. Wenn sie in ihrer Dachwohnung Bier und Wein anbietet, zwinkert sie schelmisch mit den Augen: «Alkohol ist bei uns mittlerweile verpönt. Also prost.» Ironie in ihrem Turm ist die Waffe, die ihr bleibt. ○



Protest gegen den Westen: Hassan al-Banna.

Die Chefin will eine saubere Tour

Die Tour de France verträgt keine Skandale mehr. Darum hat die Besitzerin Marie-Odile Amaury den obersten Doping-Bekämpfer entlassen und den Medien Zurückhaltung auferlegt. Statt über das Rennen plaudern diese lieber über Frankreichs Schönheiten. *Von Rod Ackermann*

Der Mann, der jeden Sommer halb Frankreich bezirzt, heisst mit bürgerlichem Namen Jean-Paul Ollivier, doch kennt man ihn landauf, landab als «Polo la science». Mit wissenschaftlicher Akribie erläutert der 65-jährige Bretone im Staatsfernsehen die Tour de France. Nicht deren sportliche Aspekte, behüte, die interessieren das Volk von Jahr zu Jahr und von Dopingskandal zu Dopingskandal weniger. Stattdessen beschreibt Ollivier mit blumigen Worten sowie sachverständiger Hingabe die von den Kameras dekorativ ins Bild gerückten Schönheiten der Landschaft, der Baudenkmäler, kurz: der *douce France*.

Kein Wunder, rühren die traditionell hohen Einschaltquoten für die Grande Boucle inzwischen eher von der Erzählkunst des begabten Causeurs her als von den fachtechnischen Erläuterungen seiner Co-Kommentatoren. So haben die Fernsehgewaltigen in ihrer diesjährigen Planung die Intermezzi mit Ollivier forciert. Bis zur Etappenankunft muss die Sendezeit ja möglichst gewinnbringend ausgefüllt werden. Ein sauberes *Tüürlü*, das.

Für das Millionen zählende Peloton der Fernsehsportler sind Frankreichs viele Flüsse und stattliche Schlösser, seine weiten Wälder und putzigen Städtchen ideal für die Übertünchung der schnöden Wirklichkeit. Schlimm genug, dass seit Bernard Hinault vor 24 Jahren kein Franzose mehr das Maillot jaune bis nach Paris verteidigen konnte. Fast ebenso ärgerlich, dass das Monument des nationalen Sports seit dem Festina-Skandal von 1998 regelmässig durch Dopingfälle befleckt wird. Und hochnotpeinlich, dass selbst der amerikanische Seriensieger Lance Armstrong Epo-positive Urinproben abliefern, wie ausgerechnet das Fachblatt *L'Equipe* vor vier Jahren enthüllte.

Das Pikante dabei war, dass Frankreich nach wie vor meistgelesene Tageszeitung derselben Firmengruppe angehört wie die grösste Radrundfahrt der Welt. Unter der Flagge der Groupe Amaury beziehungsweise ihrer Filiale Amaury Sports Organisation (ASO) – letztjähriger Umsatz: 150 Millionen Euro, ausgewiesener Gewinn: 35 Millionen, zur Hauptsache generiert durch die Tour – segelt ausserdem das Massenblatt *Aujourd'hui en France* (nationale Ausgabe des Parisien). Hat da jemand Interessenkonflikt gesagt?

Nach dem Hinschied des Firmengründers Philippe Amaury im Frühling 2006 übernahm dessen aus dem Elsass stammende Witwe

Marie-Odile, geborene Kuhn, das Zepter. Fest entschlossen, das Kronjuwel des Familienunternehmens nicht durch weitere hauseigene Indiskretionen zu gefährden, legte sie den *Equipe*-Rechercheuren Zurückhaltung nahe. Vielmehr müsse die Lektüre des Blattes, wie die blondierte Chefin ihrer Belegschaft empfahl, einen Hauch von Glück vermitteln. Nicht umsonst lautet der Slogan des Blattes: «*L'Equipe légende le sport.*»

Lance Armstrong soll es richten

Noch energischer als in redaktionelle Belange griff die Hauptaktionärin ins Tour-Management ein. Patron Patrice Clerc, eingesetzt zwei Jahre nach dem Festina-Skandal und als Doping-Bekämpfer bekannt, wurde nach der letztjährigen Rundfahrt entlassen. Sein Nachfolger: Marie-Odiles 33-jähriger Sohn Jean-Etienne Amaury. Anders als Clerc, der die im Schwefelgeruch stehende Astana-Mannschaft 2008 nicht zur Rundfahrt zugelassen hat, wird der Filius brav den Geschäftsinteressen folgen.

Just darauf kommt es der Frau Mama auch an. Denn sollte die kränkelnde Tour wieder zu einem Ereignis allerersten Ranges werden, so war sie auf die Rückkehr von Lance Armstrong angewiesen – dem einzigen Fahrer, der im breiten Publikum und bei den Medien noch

grosses Interesse zu wecken vermag. Weil aber auch der Texaner unter Dopingverdacht steht, konnte Madame Amaury keine Extratouren von Saubermännern à la Clerc gebrauchen und schon gar keine Betriebsunfälle wie im vergangenen März in Nizza. Dort hatte der amerikanische Mister Clean einen Kontrolleur des französischen Anti-Doping-Labors unter dem Vorwand warten lassen, er wolle erst eine Dusche nehmen. Die verlangten Urin- und Haarproben wurden erst nach zwanzig Minuten ausgehändigt. Sie stellten sich natürlich als sauber heraus, Armstrong ging straffrei aus.

Ein Vorgeschmack auf die Dinge, die sich bis zur Einfahrt des Trosses auf den Champs-Élysées am 26. Juli ereignen könnten? Während sich hinter den Kulissen die unentwegten Kämpfer für einen sauberen Radsport und die Profiteure des lukrativen Sport-Business bis aufs Messer bekriegen, lenkt «Polo la science» Tag für Tag mit Seitenblicken auf Sehenswertes ab. Schützenhilfe leistete ihm ein anderer Schönredner, der Talkmaster und Radsport- sowie Sarkozy-Freund Michel Drucker: Er liess Lance Armstrong vor dem Tour-Start schon einmal im Lichte des strahlenden Helden porträtieren. So konnte der siebenfache Tour-de-France-Sieger denn schon vor dem ersten Pedaltritt sagen, er habe bereits gewonnen. ○



Keine Extratouren: Fabian Cancellara im gelben Trikot des Führenden.

Nein, Sie sind nicht Cameron Diaz

Wenn es draussen heiss wird, zeigen Frauen, was sie haben. Das ist gut und schön. Aber manchmal auch nur peinlich. Verzichten Sie auf Cellulite-Cremes. Vermeiden Sie zu enge Badehosen. Werfen Sie Büstenhalter mit Silikonträgern in den Müll. Und stehen Sie zu Ihrer künstlichen Bräune. Ein Sommer-Knigge für die Frau. Von *Dominique Feusi und Miroslav Barták (Illustrationen)*

Cellulite

«Mutti hat alles versalbt»

Die schlechte Nachricht zuerst: Nützt alles nix. Entweder Sie haben einen Hintern, bei dem Marmor, Stein und Eisen bricht, oder Gene mit Hagelschaden. «Good-bye Cellulite», «Eine deutliche Glättung der Orangenhaut» oder «Sichtbare Ergebnisse nach 8 Tagen» – alles Mumpitz. «Die Stiftung Warentest hat zehn Produkte getestet. Von der Creme bis zum Massageroller. 300 Frauen versuchten, ihrer Cellulite Herr zu werden. Ohne Erfolg. Die Dellen blieben.»

Danke, das sehe ich ja auch. Falls unsere Nachkommen also einmal sagen werden: «Ich hätte studieren sollen, aber Mutti hat das ganze Familienvermögen an die Schenkel geschmiert» – die Kosmetikindustrie ist schuld.



Krater wie Spongebob Schwammkopf?

Die Kosmetikindustrie kennt aber auch so tolle Worte wie «Fundamental Serum», «Bio-Active-complex» oder «Body Lift Control», die wiederum mit eingebautem «Co-Koffein Cx», «Xeralipiden» oder «Edeminen» arbeiten. Sie haben auch keine Ahnung, was Edemine sind? Sie hegen ebenfalls den Verdacht, dass der überwiegende Teil der Weltbevölkerung überhaupt noch nie was von Edeminen gehört hat?

Und eigentlich haben Sie bis anhin auch ganz gut ohne Edemine gelebt? Das können wir ändern.

Sagt man zu einer ansonsten zurechnungsfähigen Frau: «Edemine, Edemine, Edemine» und «Experten haben herausgefunden...», «In unserem Forschungszentrum...» sowie «98 Prozent der Frauen haben eine Verbesserung festgestellt!», dann will sie das auch. Edemine? Tolles Zeug! Fragen Sie sich auch gerade, wo man Edemine bekommt? Wir sind am Ende.

Die gute Nachricht: Man kann auch ein ganz schlechtes Bindegewebe und trotzdem eine ganz tolle Persönlichkeit haben. Und bei vierzig Grad im Schatten und Sicht aufs Meer wird Ihnen auch im Sommer 2009 Ihr Bindegewebe ungeahnt schnurzelig werden. Wie hiess dieses Buch noch gleich? «Salbe dich nicht, lebe!» An der Strandbar dürfen Sie aber trotzdem was drüberziehen. Krater sind nur bei Spongebob Schwammkopf süß.

Moment, Sie haben eine ganz tolle Persönlichkeit und ein Bindegewebe wie ein Pinienkern? Und Sie haben erst noch an der Miss-Earth-Wahl teilgenommen? Gratulation, und nun wünsche ich mir von ganzem Herzen, dass Sie sich am Strand niemals neben mich setzen. Husch, gehen Sie spielen oder einen Delfin retten, tun Sie, was crazy Ladys eben so tun, aber gehen Sie weg. Und dann werde ich zu meiner Freundin sagen: «Dumm wie Brot. Aber guter Arsch.» Fragen Sie sich auch gerade, wo man das bekommt? Sie sind ein Mann. Was tun Sie überhaupt hier?

Schwerkraft

«Wann ist eigentlich das passiert?»

Sie haben sich auseinandergelebt? Von ganz alleine? Irgendwann hat Ihr Bauch die Flucht nach vorne angetreten, Ihr Hintern ist eine Etage tiefer gezogen und ... die Brüste hatten doch auch mal ein anderes Hauptquartier? Herrje, wo wollen die denn hin? (Adieu, männlicher Leser, es war eine schöne Zeit.) Irgendwann haben Sie in einem sehr dunklen Moment in einer sehr hellen Umziehkabine gestanden und sich gefragt: «Wann ist eigentlich das passiert? Das alles?» Ganz ruhig. Das kommt in den besten Familien vor. Es nennt sich Schwerkraft. Lassen Sie sich nicht runterziehen. Uns bleibt die Erinnerung. Sie dürfen sich trotzdem ungeniert was drüberziehen.



Lassen Sie sich nicht runterziehen.

Falls Sie unter zwanzig sind, *don't worry, be happy*. Das nennt sich nicht Schwerkraft, das ist zu viel Kinderschokolade. Hüpfen Sie über Blumenwiesen, gucken Sie sich einen Vampirfilm mit Robert Pattinson an, stehen Sie am Bahnhof rum, tun Sie, was junge Mädchen eben so tun. Zum Rumjammern sind Sie allerdings noch zu frisch. Keine Angst, Sie dürfen auch bald. Wenn Ihr Vater «Entweder das Pony oder das Studium!» sagt, müssen Sie nur noch ein paarmal schlafen. Versprochen.

Badehosenkauf

«Das hat mich tief verletzt»

Was, Sie haben immer noch keine Badehose? Also natürlich haben Sie schon so zwei Dutzend Stück, aber dieser Bikini, in dem Sie wie Cameron Diaz aussehen, genau der fehlt Ihnen noch? Nur sind Sie leider nicht Cameron Diaz. Das wird Sie auch in diesem Jahr wieder völlig überraschend treffen. Und tief verletzen.

Und da darf man schon mal erwarten, dass er Mitgefühl zeigt. Dass er Ihnen am Abend zum Beispiel ein Gestüt in der Toskana schenkt. (Das mit dem Pony ist traurig, aber Sie sollten daran arbeiten.) Und er könnte so ganz viele Kerzen aufstellen. Und sagen: «Baby, die Kerzen habe ich vorab mit der Feuerpolizei ab-



Kaufen Sie kein XS, wenn Sie ein L sind.

geklärt, ich bin ein Profi, aber du bist brandgefährlich!», während er Ihre Füße mit ätherischen Ölen massiert. Ich sage es nicht gern, aber Sie sollten auf Edemin-Entzug. Das ist nicht die Realität.

Kaufen Sie sich kein XS, wenn Sie ein L sind. Sie schrumpfen da nicht rein. Auch wenn die Verkäuferin sagt: «Das steht Ihnen aber gut!», während Sie sich wundern, dass man derart zusammengezurrt überhaupt noch stehen kann. Die Chance, dass Sie nach so vielen Waschgängen beim Duschen noch unverhofft eingehen, ist leider relativ klein.

Nein, auch die Kohlsuppendiät wird nicht plötzlich Wunder statt Blähungen bringen. Das Prinzip Hoffnung und die Badehose vertragen sich schlecht. Und was sich bereits im Fahrstuhl nach unten befindet, wird ohne Hilfe auch nicht wie Phönix aus der Asche steigen. Deshalb gilt: Fragen Sie sich nicht, was Sie für Ihre Badehose tun können, fragen Sie, was Ihre Badehose für Sie tun kann.

Tipp 1: Wenn es so aussieht, als hätten Sie vergessen, das Höschchen anzuziehen – der Bikini ist zu klein.

Tipp 2: Wenn es so aussieht, als würde das Höschchen über einen Klettverschluss verfügen – Sie sollten über Enthaarung nachdenken.

BH mit Silikonträgern «Die sind so magisch unsichtbar»

Zu BHs mit Silikonträgern nur so viel: Pfui! Lassen Sie das! Die wurden gleich ums Eck, wo die Arschgeweih-Tattoos herkommen, erfunden. Eine ganz schlechte Gegend. Silikonträger sind nicht unsichtbar. Die sind nur hässlich. Oder haben Sie sich beim Anblick von Fleischkäse, der unter der Folie schwitzt, je-

mals gedacht: «Oh, wie wunderschön!»? Eben. Schmeissen Sie die auf den Sondermüll. Gleich neben die künstlichen Fingernägel.

Künstliche Bräune «Von der Gartenarbeit!»

Blässe wirkt nobel, edel und aristokratisch. Und diese Vampirfilme sind ja gerade so in. Aber manchmal, also manchmal, da stehen Sie vor dem Spiegel und glauben zu wissen, weshalb es der Grottenolm niemals in die Top Ten der beliebtesten Tiere schaffen wird?

Aus welchem Grund auch immer Sie sich für künstliche Bräune entscheiden, stehen Sie dazu. Es tut nicht weh. Sagen Sie nicht: «Von der Gartenarbeit!» Falls Sie weder im Haupterwerb Gemüseanbau in einem Nudistencamp betreiben noch in der Karibik nackt wandern, nimmt Ihnen nahtlose Ganzjahresbräune niemand ab. Auf jeden Fall keine Frau. Männern, die Ihre nahtlose Bräune zu Gesicht bekommen, können Sie auch erzählen, dass Sie zum Frühstück goldene Eier legen.



Nahtlose Bräune braucht kein Alibi.

Tipp 1: Wenn Sie wie eine Laugenbrezel aussehen oder Gigi Oeri sind – detox (entgiften)! Sie müssen auf Braun-Entzug.

Tipp 2: Wenn man nicht sieht, wo der Krokodillederschuh aufhört und Ihre Beine beginnen – vor der Chemiekeule peelen.

Enthaarung «Kennen wir uns nicht von irgendwoher?»

Sie sind eine Frau, kein Desinfektionsmittel. Sie atmen, transpirieren und pulsieren, Sie sind eine Göttin der Natur. Sie sind ein Meisterwerk. Mit Haut und Haar. Wie Sie Ihren Biber halten,



Hilfe zur Selbsthilfe.

will trotzdem niemand so genau wissen, und Achselhaare gehören nicht zum Attraktivsten, was Sie zu bieten haben. Sie sind kein Naturschutzgebiet. Was Sie herzeigen, sollte nicht aussehen, als würden Vögel darin nisten. Schön ist doch: Sie dürfen sich emanzipiert fühlen und den Nassrasierer trotzdem behalten.

Ja gerne, aber an manche Stellen kommen Sie nicht ran? Lassen Sie das Problem nicht von diesem Kollegen der Kollegin Ihrer besten Freundin lösen, der das ganz super macht. Menschen, die Haare unerbittlich bis in Ihr

Ihr Höschchen sieht aus, als hätte es einen Klettverschluss? Sie sollten über Enthaarung nachdenken.

tiefstes Innerstes verfolgen, sollten keinerlei Berührungspunkte mit Ihrem sozialen Umfeld aufweisen. Sie wollen nicht, dass der Mann, der Ihnen gestern die Haare aus dem Hintern gerissen hat, Sie übermorgen bei der Sommerparty fragt: «Kennen wir uns nicht von irgendwoher?» Sie wollen das wirklich nicht. Versprochen.

Zum Abschied gilt: Denken Sie nicht so viel über Ihren Körper nach. Nützt alles nix. Und macht Sie ein wenig anstrengend. Für diese Saison ist das *as good as it gets*. Nächsten Herbst machen wir dann Sport. Versprochen. Einen schönen Sommer noch.

Moment, nächsten Herbst bestreiten Sie Ihren fünfundzwanzigsten Triathlon? Gratulation. Nein, hier ist leider schon besetzt. Aber gleich so dreissig Kilometer weiter den Strand runter habe ich einen freien Liegestuhl erspäht. Viel Glück!

«Wir sehen Verrohungstendenzen»

Kurt Blöchliger, scheidender Chef der Bundeskriminalpolizei, über Jugendgewalt, die gefährlichsten Mafia-Gruppen in der Schweiz, das heikle Engagement eines Drogenbarons als Spitzel und über die Kritik der *Weltwoche* an seiner Amtsführung. Von Daniel Ammann, Roger Köppel (Text) und Tom Haller (Bild)

Herr Blöchliger, die Schweiz ist seit Anfang Jahr Mitglied von Schengen. Ist unser Land durch die Grenzöffnung sicherer oder unsicherer geworden?

Die Schweiz ist nicht unsicherer geworden, im Gegenteil. Die Schweizer Polizei hat dank dem Schengener Fahndungs- und Suchsystem mehr Möglichkeiten, Fahndungserfolge zu erzielen.

Skeptiker befürchteten, es werde für Kriminelle leichter, in die Schweiz einzureisen.

Diese Befürchtungen haben sich nicht bewahrheitet. Wir können nun Leute, die wir suchen, in ganz Europa zur Einreiseverweigerung ausschreiben. Und Leute, die in ganz Europa gesucht werden, sind jetzt auch bei uns ausgeschrieben. Vor dem Beitritt zu Schengen hatten wir keinen Zugang zu diesem System.

Heute ist es doch viel einfacher, unerkannt und unkontrolliert zum Beispiel von Ostpolen in die Schweiz zu kommen?

Natürlich ist es einfacher, von Polen nach Italien zu fahren. Man wird nicht mehr kontrolliert. Die europäischen Länder investieren aber viel Geld an den EU-Aussengrenzen. Heute wird diese Aussengrenze viel stärker kontrolliert als noch vor ein paar Jahren.

Die Horrorszenarien, die vor der Abstimmung über Schengen gemalt wurden, haben sich also nicht bestätigt.

Das Migrationsthema ist in Europa aus meiner Sicht ein sehr grosses Problem. Man ist sich heute in Europa aber bewusst, dass das nicht ein Einzelproblem von Italien oder Spanien, von den Niederlanden oder Frankreich ist. Das gemeinsame Vorgehen der EU-Länder ist ein wesentlicher Fortschritt. Und die Schweiz kommt dank des Beitritts an viel grössere Informationsmengen. Das ist ein grosser Vorteil.

Mündet das auch in mehr Verhaftungen?

Wir können mehr Leute festhalten und überführen, von denen wir vorher gar nicht wussten, dass sie gesucht werden. Wir können anderen Ländern mehr Hinweise geben und erhalten von anderen Ländern mehr Hinweise. Wenn heute ein Schweizer in Dänemark aufgegriffen wird, dann melden sich die Dänen bei uns. Vor Schengen wurden wir gar nicht informiert. Durch diesen Verbund ist die Chance, dass ein Gesuchter ins Netz geht, viel grösser als vorher.

Wie war das früher?

Es gab nur die Interpol-Meldungen. Die wurden viel langsamer verbreitet und deckten nicht jeden kriminalpolizeilichen Bereich ab. Interpol war ein passives Fahndungssystem. Vor Schengen waren wir eine Insel. Wir waren die Einzigen, die zum Beispiel Informationen über gesamteuropäische Fahndungen nach gewissen Gruppierungen nicht hatten. Da sind wir heute viel besser integriert. Das alleine ist schon ein wesentlicher Fortschritt für die Bekämpfung der Kriminalität.

Gibt es generell mehr Kriminalität in der Schweiz als früher?

Grundsätzlich zeigen die Statistiken, dass die Kriminalitätsraten über die Jahre relativ stabil geblieben sind.

Was sind aus Ihrer Sicht in den nächsten Jahren die grössten polizeilichen Herausforderungen für die Schweiz?

Wenn Sie mit dem Uniformpolizisten reden, dann sind es sicher die Jugendgewalt und der Hooliganismus. Wenn Sie mit einem Bundeskriminalpolizisten reden, dann sind es ganz klar die internationale organisierte Kriminalität und der Terrorismus. Das sind Formen der Kriminalität, die wir vorher in diesem Ausmass nicht kannten. Darum war es für uns auch sehr schwierig, einen Apparat zu deren Bekämpfung aufzubauen.

Man kriegt nicht gerade den Eindruck, dass solche kriminellen Gruppen die Schweiz überfluten würden. Ist die organisierte Kriminalität hierzulande ein reales Problem?

Ich glaube schon. Die Zahlen der Nachrichtendienste zeigen uns, wie viele Milliarden

«Durch Schengen ist die Chance, dass ein Gesuchter ins Netz geht, viel grösser als vorher.»

solche Gruppen in die Schweiz bringen, zum Beispiel aus Russland. Von anderen mafiösen Gebilden, etwa den chinesischen Triaden, haben wir noch wenig Informationen, weil wir sie nicht systematisch aufarbeiten konnten. Dazu fehlte uns das Personal, und die Bundeskriminalpolizei ist noch jung. Die Italiener brauchen manchmal fünfzehn, zwanzig Jahre, bis sie einen Camorra-Boss verurteilen können. Da kann man nicht davon ausgehen, dass uns das schon nach fünf Jahren gelingt.

Die Mafiabosse kommen doch gar nicht erst in die Schweiz.

Viele Arme der Mafia sind bereits in der Schweiz. Sicher, wir haben hier keine vergleichbaren Gebilde wie die Camorra. Die Schweiz ist aber für viele mafiöse Gruppen ein Dienstleistungsapparat; in finanzieller Hinsicht, für Firmen, für Briefkästen. Es ist hier für sie relativ einfach, gewisse Geldtransfers zu machen.

Welches ist die schlimmste internationale Verbrechensorganisation in der Schweiz?

Die italienische und die russische Mafia. Die sind bei uns in verschiedensten Bereichen tätig: Geldwäscherei, Wirtschaftskriminalität, Menschenhandel.

Eine Nationalfondsstudie kam zum Schluss, die organisierte Kriminalität werde massiv überschätzt. Organisierte Kriminalität sei in Realität in der Schweiz kaum zu finden.

Das genaue Ausmass kann ich Ihnen nicht beziffern. Es lohnt sich aber sehr wohl, eine föderale Institution zu haben, welche diese Formen der Kriminalität überhaupt bearbeitet und Informationen von der Front bringt. Es ist sehr schwierig, die internationale Kriminalität zu bekämpfen, viele Kantone sind dazu nicht in der Lage.

Logisch warnt die Polizei davor, so kriegt sie eher die Mittel, um aufzurüsten. Das organisierte Verbrechen kommt uns aber vor wie das Phantom, vor dem alle Angst haben, obwohl es noch nie jemand gesehen hat.

Ich glaube nicht, dass das ein Phantom ist. Der Mafiamord in Duisburg zum Beispiel, bei dem vor zwei Jahren sechs Menschen erschossen wurden: Wer sagt, dass das nicht auch in der Schweiz passieren kann? Ich kann andere mafiöse Gebilde nennen, eher aus dem Osten, die in der Schweiz aktiv sind und hier Schutzgelder erpressen. Da haben wir klare Hinweise. Die ersten Verfahren laufen, aber es gibt noch keine Verurteilungen. Ganz klar: Wir gehen davon aus, dass es organisierte Kriminalität in der Schweiz tatsächlich gibt. Die gesetzlichen Hürden für eine Verurteilung wegen organisierter Kriminalität sind aber sehr, sehr hoch.

Wo werden Schutzgelder erpresst?

Das sind ganze Völkergruppierungen. Weil es hängige Verfahren sind, kann ich keine Auskunft geben. Es wird behauptet, man sammle für einen guten Zweck. Wie dieses Geld schliesslich eingesetzt wird, darüber schrieb ja die *Weltwoche* vor kurzem.



«Solche Vorwürfe muss ich mir nicht gefallen lassen»: langjähriger Chef der Bundeskriminalpolizei Blöchlinger.

Sie sprechen unseren Artikel «Terroristenparadies Schweiz» an, der über die Aktivitäten der kolumbianischen Farc und der kurdischen Arbeiterpartei PKK in der Schweiz berichtete.

Die Schweiz kennt praktisch keine kriminellen oder terroristischen Organisationen, weil sie politisch nicht anecken will. Die kolumbianischen Farc zum Beispiel sind für mich klar eine kriminelle Organisation. Wenn wir die Farc strafrechtlich nicht als terroristische Organisation anschauen, dann haben wir gegen ihre Exponenten zum Beispiel nur eine Handhabe wegen Verstosses gegen das Bundesgesetz für Ausländerinnen und Ausländer, nicht aber wegen organisierter Kriminalität.

Was ist Ihre Einschätzung zum Phänomen der Jugendgewalt und des Hooliganismus? Ist das lediglich ein Medien-Thema, oder können wir eine reale Verrohungstendenz beobachten?

Ich glaube schon, dass wir von Verrohungstendenzen sprechen können. Ich machte meine ersten Polizei-Erfahrungen in den neunziger Jahren in der Stadt Zürich und leistete oft an Wochenenden Ordnungsdienst. Damals gab es selten einmal an Uefa-Cup-Spielen Ausschreitungen. Heute haben wir praktisch bei jedem Fussballspiel solche Exzesse.

Wo sehen Sie die Gründe?

Das kann verschiedenste Ursachen haben, zum Beispiel Arbeitslosigkeit unter Jugendlichen. Das können auch Migrations-themen sein oder Bandenthemen, so in der Art von «Lasst uns nach Zürich gehen und jemanden zusammenschlagen». Sie sehen ja selber, wie oft es passiert, dass wahllos Leute angegriffen werden.

Greift die Polizei zu wenig hart durch?

Das glaube ich nicht.

Legt man der Polizei politisch Fesseln an?

Auch das glaube ich nicht. Die Polizei macht ihre Arbeit, sie verhaftet Leute,

«Die kolumbianischen Farc sind für mich klar eine kriminelle Organisation»

macht Rapporte. Wie streng die Straftäter dann verurteilt werden, ist nicht mehr Sache der Polizei, sondern der Gerichte, und das ist auch gut so.

Was ist der beste Weg, um solcher Phänomene Herr zu werden?

Sicher eine gute Koordination zwischen den Kantonen und dem Bund sowie gemeinsame Datenbanken.

Wenn Sie mit einem Federstrich etwas ändern könnten, was wäre das?

Mehr Leute einstellen. Wir haben in der Schweiz auf Kantonsebene zu wenig Poli-

zisten. Mit mehr Polizisten könnte man viel bewirken.

Wie viele Polizisten braucht es zusätzlich?

Wir reden von 1000 bis 1500 Leuten.

Wir haben Sie wiederholt hart kritisiert und warfen Ihnen Führungsschwäche, Beziehungsfilz und ein Klima des Misstrauens vor. Damals wollten oder konnten Sie sich nicht direkt dazu äussern. Heute sind Sie, da nicht mehr Chef der Bundeskriminalpolizei, freier in Ihren Äusserungen.

Sie kritisierten mich völlig zu Unrecht.

Wir schrieben etwa, dass Ihre damalige Lebenspartnerin an Assessments von Kadern der Bundeskriminalpolizei beteiligt war.

Ich hatte mit der Vergabe der Aufträge oder Durchführung der Assessments nichts zu tun. Das wurde auf zwei Stufen über mir entschieden und dann durch eine unabhängige Stelle abgewickelt. Ich informierte offen, dass meine damalige Partnerin in jenem Büro arbeitete, welches die Assessments durchführte. Solche Vorwürfe muss ich mir nicht gefallen lassen.

Wir finden das trotzdem eine unhaltbare Vermischung von Privat- und Berufsleben. Es ist doch unhaltbar, wenn ein zu bewertender Polizist der Partnerin des Chefs Auskunft geben muss.

Noch einmal: Ich konnte die Vergabe der Aufträge nicht beeinflussen. Ich habe offen und sauber über meine Beziehung orientiert, mehr konnte ich nicht tun.

Wir schrieben auch, dass Sie das Vertrauen Ihrer Leute verloren hätten. Laut einer Umfrage des Personalverbands der Bundeskriminalpolizei hatte nur jeder zehnte Polizist volles Vertrauen in Sie. 43,6 Prozent vertrauten Ihnen nicht oder eher nicht.

Sie zitierten wahllos Zahlen, ohne diese zu erklären oder in einen Gesamtzusammenhang zu stellen. Die Gesamtbilanz des Polizeibeamtenverbandes, die übrigens nicht von mir stammt, in Bezug auf Vertrauen, Klima, Führungsstil fiel in allen Bereichen gut bis sehr gut, bis ausgezeichnet aus.

Nicht laut der Umfrage, die wir zitierten. Diese Gesamtbilanz, von der Sie reden, erinnert uns an den alten Spruch: «Rauchen ist ungefährlich. Gezeichnet: Dr. Marlboro». Aber bleiben wir ernst. Sie sagen also: Unsere Vorwürfe gehen völlig an den Realitäten vorbei?

Genau so ist es. Sie werfen mir zum Beispiel Vetternwirtschaft vor. Als ich bei der Bundeskriminalpolizei (BKP) anfang, führte ich ganztägige Prüfungen ein. Kandidaten für Kaderstellen mussten Assessments machen. Sie mussten vorgeschlagen werden, und sie mussten von der ganzen BKP-Leitung gewählt werden. Wenn ich also sagte: «Den will ich nicht», und meine Direktunterstellten sagten: «Den wollen wir aber trotzdem», gab es sehr wohl Situationen, in denen die

Kurt Blöchlinger

Der 45-jährige Jurist wird diese Woche offiziell als Kommandant der Kantons-polizei Schaffhausen eingesetzt. Er hatte seit 2003 die Bundeskriminalpolizei aufgebaut und geleitet. Blöchlinger, der in Goldingen im Kanton Sankt Gallen aufwuchs, verfügt über breite Erfahrung im Polizeiwesen. Nach der Matura an der Stiftungsschule Einsiedeln, dem Jus-Studium an der Universität Zürich und einem Gerichtspraktikum trat er 1993 als Chef des Verkehrskommissariats der Stadt Zürich in den Polizeidienst ein. Von 1997 bis 2003 war er Chef der Kriminalpolizei Zug. In dieser Funktion leitete er unter anderem den Einsatz nach der Bluttat im Zuger Parlament vom 27. September 2001. Der ehemalige Klosterschüler (vulgo «Sturm») ist Mitglied im Schweizerischen Studentenverein, über den er auch eng mit dem früheren Bundesanwalt Valentin Roschacher (vulgo «Dali») verbunden ist. Im Militär hat er den Rang eines Oberstleutnants. Er kommandierte eine Panzergrenadierkompanie und später das Militärpolizeibataillon 1. Blöchlinger siedelte vor kurzem vom Kanton Bern in den Kanton Schaffhausen über.

Person trotzdem gewählt wurde. Das ist das Gegenteil von Vetternwirtschaft.

Wir schrieben, dass Sie als Chef gälten, der ein Klima von Angst verbreitete.

Auch das bestreite ich. Aber schauen Sie: Als ich die BKP übernahm, stellte ich 300 Leute an. Wir bauten die Zweigstellen in Zürich, Lausanne und Lugano auf; wir hatten keinen Dienstbefehl, kein Rapportsystem, keine Statistik. Wir mussten Europol und Schengen in der ganzen Schweiz einführen. Bei so vielen Projekten stehen Sie dem einen oder andern auf die Füsse. Sorry, aber es haben nicht alle Leute getaugt, die ich übernahm. Da kam es auch zu Rückstufungen. Bei solchen Projekten, in einem solchen Betrieb, in einem solchen Aufbau braucht es eine klare, harte Führung.

Nun sind wir ja nicht mehr die Einzigen, die Sie kritisieren. Laut NZZ am Sonntag sagte Bundesanwalt Erwin Beyeler über Sie: «Aus meiner Optik hat der Chef der Bundeskriminalpolizei die Geschäfte nicht im Griff, er versteht nichts von moderner Grosskriminalität und behindert dadurch sogar seine Leute.»

Wir haben diesen Punkt besprochen und bereinigt.

Auch Justizministerin Eveline Widmer-Schlumpf sagte laut NZZ am Sonntag, Ihre Führungsqualitäten «entsprechen nicht dem, was man sich für eine solch grosse und

schwierige Institution erhoffen könnte».

Ich habe diese Aussage nicht selber gehört, und ich verstehe sie auch nicht. Ich hatte mit Frau Bundesrätin Widmer-Schlumpf während meiner Amtszeit nie offiziellen geschäftlichen Kontakt. Mein Chef Jean-Luc Vez, der Direktor des Bundesamtes für Polizei, hat mir ein sehr gutes Zeugnis ausgestellt. Wie Frau Bundesrätin auf ihr Urteil kommt, muss ich ihr überlassen. Das einzige Mal, als sie in der BKP war, schaute sie sich das sogenannte Sirene-Büro an. Wenn das Projekt für mich zu gross gewesen wäre, hätten wir den einen oder anderen Misserfolg eingefahren. Dem war aber nicht so. Unser Sirene-Büro wurde von EU-Institutionen überprüft. Wir haben diese Überprüfung mit fast dem besten Ergebnis aller Länder abgeschlossen.

Wir kritisierten schliesslich, dass Sie den kolumbianischen Drogenbaron José Manuel Ramos als sogenannte Vertrauensperson einsetzen.

Wie schon mehrfach gesagt, habe ich diesen Fall übernommen und diesen Ramos nicht als Vertrauensperson eingesetzt. Die Strafuntersuchung liegt in der Hand der Bundesanwaltschaft und beim Eidgenössischen Untersuchungsrichteramt. Die BKP hat die Vertrauensperson nur geführt.

Mit Verlaub, der damalige Bundesanwalt Valentin Roschacher behauptete, er sei «nur Türöffner» gewesen, die Verantwortung habe die Bundeskriminalpolizei gehabt.

Die Führung der Vertrauensperson erfolgte durch die Polizei, aber wir führten sie im Auftrag der Bundesanwaltschaft.

Jedes Amt sagt, das andere Amt sei verantwortlich. Und somit fühlt sich am Schluss niemand verantwortlich.

Das stimmt nicht, was Sie behaupten. Wir sagten immer, wir sind für die Führung der Vertrauensperson verantwortlich. Was heisst das? Wir schöpfen die Informationen ab, wir schreiben Berichte, wir geben diese dem Staatsanwalt weiter, der sie würdigt.

Einen Drogenbaron als Spitzel – war das eine gute Idee?

Dazu äussere ich mich nicht. Nur so viel: Wir kriegten Informationen von dieser Vertrauensperson, und wir haben daraus diverse Verfahren generiert. Ob und wie dies in Gerichtsurteile mündet, wird sich erst weisen, weil diese Verfahren noch laufen.

Seit sechs Jahren wird wegen obskurer Behauptungen dieses Drogenbarons gegen den Zürcher Privatbankier Oskar Holenweger ermittelt. Seine Existenz ist ruiniert. Und er ist noch nicht einmal angeklagt. Das sind doch völlig unhaltbare Zustände.

Ich darf zum konkreten Fall nichts sagen. Wo ich Ihnen aber recht gebe: Das von

Ihnen angesprochene Verfahren dauert eindeutig zu lange. Das Hauptproblem ist dabei aber die alte Strafprozessordnung mit ihrem zweistufigen Verfahren. Das haben wir von Seiten der Strafverfolgungsbehörden auch immer wieder beanstandet, aber die Politik wollte keine vorgezogene Änderung der Strafprozessordnung.

Das ärgert Sie sichtlich, dass wir Sie auf Ramos ansprechen.

Schauen Sie, wenn Ramos einen Super-Fall gebracht hätte, würden alle jubeln. Jetzt haben wir einen Fall, der aufgrund des Systems zu lange dauert und immer noch

«Ich finde es schade, dass Sie wegen eines Einzelfalls meine ganze Kompetenz in Frage stellen.»

nicht abgeschlossen ist. Auch mir geht dieser Fall nahe. Darum sitze ich heute vor Ihnen: Ich und viele andere haben das Gefühl, wir hätten gute *Büez* gemacht. Ich finde es schade, dass Sie wegen eines unglücklichen Einzelfalles, der wirklich zu lange dauert, die ganze Kompetenz und Qualität von mir, von meinen Mitarbeitern oder von der Bundesanwaltschaft in Frage stellen.

Sie repräsentieren das staatliche Gewaltmonopol. Man muss Sie hart kritisieren können.

Das ist auch richtig. Aber die Kritik muss zu Recht erfolgen. Der Entscheid dieses Verfahrens wurde von den damals Verantwortlichen gefällt. Dieser Entscheid und somit das eröffnete Strafverfahren sind dann korrekt durchzuführen.

Sie müssen als Chef der Polizei doch die Stopptaste drücken können.

Ich habe nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt. Als ich das Gefühl hatte, Ramos missachte die klaren Regeln, die wir ihm gegeben hatten; als ich das Gefühl hatte, ich könne die Verantwortung nicht mehr übernehmen, besprach ich das mit dem stellvertretenden Bundesanwalt. Zusammen beschlossen wir, jetzt ist fertig. Am nächsten Tag war Ramos aus dem Land raus.

Jetzt sind Sie Polizeikommandant in Schaffhausen. Wieso verliessen Sie die Bundeskriminalpolizei?

Ich wollte immer ein Polizeikommando übernehmen. Bei der BKP war ich Abteilungsleiter, über vieles konnte ich nicht selber entscheiden, über Personal und Finanzen zum Beispiel. Als Kommandant bin ich jetzt der Chef und selber dafür verantwortlich, zwischen Politik und dem Ausführungsorgan an der Front Brücken zu bauen. ○

SUMMER SOUNDS

Die Sommer Konzertreihe im Kaufleuten

Montag 3. August

SEELENLUFT

feat. SAALSCHUTZ

Seelenluft.net & Saalschutz.com

Dienstag, 4. August 2009

KUTTI MC

& ONE SHOT ORCHESTRA

myspace.com/kuttimc

Donnerstag, 6. August 2009

SARDA

Sardamusic.ch

Dienstag, 11. August 2009

SEVEN

Sevensoul.ch

Donnerstag, 13. August 2009

DELILAH'S

delilahsmusic.com

Montag, 17. August 2009

ANNAKIN

Annakin.net

Dienstag, 18. August 2009

BIG ZIS

Bigzis.com

Mittwoch, 19. August 2009

KUMMERBUBEN

Kummerbuben.com

Donnerstag, 20. August 2009

TRUMMER

feat. Valeska Steiner & Nadja Stoller

Trummeronline.ch

Tickets: Kaufleuten.com, Starticket.ch, Eventim.ch, Ticketcorner.com

★ Heineken students.ch TagesAnzeiger



Echt wie ein Amphetaminderivat: Michael Jackson und Brooke Shields 1984.



Die Jungfrauen-Gondel

Von Daniele Muscionico

Es ist der 16. Januar 1984, diese Nacht ist Michael Jackson auf dem Merkur gelandet. Merkur, der rastloseste aller Himmelskörper, Jackson hat ihn erreicht, den ultimativen Zenit im entlegenen Winkel unseres Sonnensystems. Die Luft dünner als das Vakuum, Wasserstoff und Helium, von günstigen Sonnenwinden auf den Erdmond befördert. Nachts fällt die Temperatur auf minus 183 Grad, tagsüber klettert sie auf 467 Grad Celsius, *dangerous*, ein mörderisches Klima. Hier lebt Michael Jackson seit dieser Nacht. Denn Merkur ist sein Schicksalsstern, der Planet der Jungfrauen.

Heute macht sich Michael Jackson unsterblich. Er gewinnt, ein historischer Rekord, acht Music Awards: für die Single «Billie Jean», für das Album «Thriller», für das Video «Beat it», und nur einen Monat später werden noch einmal sieben Grammys folgen. Michael Jackson ist seit 1984 in der Musikgeschichte ein überirdisches Phänomen.

Davon weiss er noch nichts, wie er heute zur Preisverleihung mit Brooke Shields vorfährt. Zwei *pretty babies*, eng umschlungen, und nichts drängt sich zwischen sie, nicht einmal eine Jeans von Calvin Klein. Sie sind das schönste Traumpaar dieser Nacht, echt wie ein Amphetaminderivat und heiss wie die Schlagzeilen, zu denen sie die Journalisten beflügeln. Denn beide sind im Begriff, Geschichte zu schreiben. Sie, zarte neunzehn Jahre jung und die erotischste Kinderprostituierte der Filmgeschichte; er acht Jahre älter und die *sexiest männliche virgin alive*. Zwei Kinder ehrgeiziger Eltern, ohne Kindheit, dafür mit einem Übermass an Talent; zwei grosse Kinder, gefangen in einer Seifenblase voll Glück. Michael Jackson und Brooke Shields haben sich gegenseitig als Spielzeug gefunden.

Die beiden kennen sich schon eine Ewigkeit. Brooke Shields ist dreizehn, als sie ihm vorgestellt wird. Es ist nichts Sexuelles, nein, wirklich nicht, und genau dieses Asexuelle ist so sexy an ihm. Doch je älter Michael wurde, umso asexueller schien er ihr, erzählt sie später dem Magazin *Rolling Stone*. 1991 haben sich die zwei das letzte Mal getroffen. An der Hochzeit von Michaels bester Freundin, Elizabeth Taylor. Man albert herum, macht gegenseitig Bilder, man spielt noch einmal *pretty baby*, wie in alten Zeiten, wie im Märchenbuch.

Am 7. Juli wird Brooke Shields im Staples-Stadion in Los Angeles Michael Jackson bei seinem allerletzten Auftritt begleiten. Dann ist die Jungfrauen-Gondel ganz leer, die getönte Scheibe geschlossen. Und der Vorhang ist zu.

Whitney Toyloy

Die Miss Schweiz und der Junior-Playboy Carl Hirschmann: Passt er ins weibliche Beuteschema? Von Hildegard Schwaninger



Adieu Monteur, hallo Multimillionär: Miss Toyloy und ihr Neuer.

Die Miss Schweiz ist die schönste Frau des Landes, also ist auch ihr Marktwert hoch. Was ihr deshalb zusteht, ist ein toller Mann. Die aktuelle Miss Schweiz Whitney Toyloy soll ihren Freund, einen Monteur, ausgewechselt haben gegen Carl Hirschmann, einen Multimillionär. Ist das der klassische Fall, dass man sein Beuteschema den Umständen anpasst und dem neuen Status? So wie der Mann, der seine Ehefrau auswechselt gegen eine jüngere Trophäenfrau, sobald er Geld hat und erfolgreich ist?

Das Missen-Dasein bringt Glanz und Glamour ins Leben junger Mädchen. Reiche Männer stürzen sich auf die begehrenswerte Schöne, die Chancen steigern sich ins Unermessliche,

und der Prince Charming, der plötzlich ins Leben der Miss schreitet, hat nichts mehr mit dem Normalo von Jugendfreund gemein. Möchte man meinen, doch die Realität ist nicht so.

Die meisten Mädchen bleiben bei ihrem Freund, auch im Missen-Jahr, und wenn die Beziehung auseinandergeht, dann hat es vorher schon nicht geklappt. So jedenfalls ist die Erfahrung von Raffy Locher, dem Manager der offiziell amtierenden Miss Schweiz: «Die Mädchen machen im Amtsjahr einen riesigen Sprung. Sie lernen interessante Menschen kennen. Trotzdem bleiben viele bei dem Freund, den sie vorher hatten. Und wenn nicht, hat es meistens vorher schon gekriselt.»

Christa Rigozzi ist nach wie vor mit Giovanni zusammen. Bianca Sissing blieb fünf Jahre bei ihrem Freund, dessentwegen sie von Kanada in die Schweiz kam, blieb dann Single und ist jetzt mit dem Produzenten des «Heidi»-Musicals liiert. Lauriane Gilliérons Beziehung zum Eishockeyaner Michael N'Goy überlebte das Amtsjahr ebenfalls, erst als sie dann nach Los Angeles zog, ging die Beziehung in die Brüche. Heute ist sie Single. Amanda Ammann hat sich im Amtsjahr von Sebastian getrennt, war dann mit einem Videojournalisten von «Glanz & Gloria» zusammen und ist heute wieder Single. Fiona Hefti war von Rudi Bindella getrennt, als sie Miss Schweiz wurde, die Beziehung wurde nach drei Monaten reanimiert, man trennte sich wieder, und erst nach ihrer Amtszeit lernte sie Christian Wolfensberger kennen, mit dem sie jetzt verheiratet ist. Gar nicht so viele Mutationen, wenn man bedenkt, dass die Mädchen zwischen 18 und 21 sind, im Alter, wo es normal ist, dass man verschiedene Beziehungen ausprobiert.

Und nun Whitney Toyloy! Da jeder Schritt, den eine Miss Schweiz tut, von Presse und Publikum genussvoll beleuchtet wird, ist alles, was diese jungen Frauen treiben, dem Kommentar und der Kritik ausgesetzt (jeder möchte die Laterne gehalten haben, wenn sie im Bett war). Der grösste Stress des Glamour-Jahres!

Karim Ulmann, 22, ist gekränkt, dass Whitney Toyloy ihn verliess. Die einstige Miss Schweiz Silvia Affolter, heute Unternehmerin (Hotelfernsehen «City Guide»), versetzt sich mit Empathie in die Lage der jungen Männer. «Wenn eine Miss ihren Freund an einen Ball schleppt, ist er doch komplett überfordert. Er ist noch ein Junge, sieht aber aus wie ein Mann, und wenn ihm ein Mikrofon unter die Nase gehalten wird, weiss er nicht, was er sagen soll. Das macht die Situation schwierig für beide. Ein Mann muss dann die Grösse haben, der Frau den Vortritt zu lassen, und das können oft erfahrene Männer, die Substanz haben und das Leben kennen, besser.»

Auftritt Carl Hirschmann im Leben der Whitney Toyloy. Bei einer Jury für eine Fernsehshow soll es geblitzt haben, dass die Funken sprühten. Und dann sah man nachts das Auto von Hirschmann vor dem Hotel in Luzern, wo Whitney wohnte. Nun rätselt das ganze Land, Whitney dementiert, und Hirschmann – Gentleman – schweigt.

Eine Miss, selbst wenn sie keine Geistes­titanin ist, kann nicht so naiv sein, dass sie für ihre Zukunft auf Carl Hirschmann setzt. Der Nachtclub-Unternehmer hat einen Ruf wie Donnerhall. Keine schöne junge Frau kommt ungeschoren an ihm vorbei, er gilt als Sammler von Frauen mit berühmten Namen. Wie die Playboys alter Schule, die sich mit berühmten Frauen umgaben und dadurch selbst berühmt wurden? Die Paarungen sind legendär: Gunter Sachs und Brigitte Bardot, Gianni Agnelli

und Anita Ekberg, Alfonso von Hohenlohe und Kim Novak, Porfirio Rubirosa und die Millionenerbin Barbara Hutton. Diese Playboys, die viel Farbe in die Welt brachten, schienen ausgestorben, vielleicht erleben sie mit Carl Hirschmann jun. ihr Revival.

Carl Hirschmann ist 28, sieht rasant aus und hat Geld. Das Aussehen hat er von seiner Mutter Elizabeth, einer Südfranzösin. In Zürich hat man sie in Erinnerung als sehr sexy, mit dunkler Mähne, sie trug knallenge Lederkostüme von Jean-Claude Jitrois und einen kirschgrossen Brillanten am Finger. Sie verliess die Familie und zog nach Paris, um mit einem Mann zu leben, von dem es hiess, er habe noch mehr Geld als Hirschmann und sei ein Intellektueller. Carl Hirschmann und sein Bruder waren damals zehn, zwölf Jahre alt. Es war leer



Gekränkt: Ex-Freund Karim Ulmann.

und einsam ohne Mutter in der Villa an der Goldküste. Jahrelang schliefen die Buben mit dem Vater im gleichen Bett, um die Verlassenheit auszuhalten.

Die Sehnsucht nach Frauen scheint bei Carl Hirschmann unendlich zu sein. Und die Wut auf sie auch. Es heisst, er soll brutal umgehen mit seinen Freundinnen. Vielleicht hat er deshalb immer Bodyguards um sich. Er kriegt schnell Krach. Im «Kaufleuten», wo er Party-Organisator war, trennte er sich im Streit, im «Indochine» hat er lebenslanges Hausverbot. 2003 sass er wegen Sex mit einer Minderjährigen in Untersuchungshaft. Seine Freundin Bianca Gubser, Tochter von Raquel Marquard, war damals fünfzehn. In einem Interview in der *Bilanz* sagt er, dass sein Antrieb «das Streben nach Glück und die Frauen» seien. Aufgepasst, Whitney Toyloy! Der Mann ist gefährlich! Er bricht die Herzen!



Meine kurzen Hosen

Unser Kolumnist geht auf eine Veranstaltung mit komischem Dresscode. Und findet drei gutgekleidete Männer in Zürich. Von Mark van Huisseling

Vergangene Woche war ich in Nizza. (Einen Augenblick, bitte bleiben Sie in meiner Spalte, auch falls Sie sich weniger für Reisen in das Ausland interessieren – weiter unten wird es lokal.) Das heisst, ich war auf den Strassen um Nizza unterwegs, es ging um die Vorstellung des neuen Lexus IS 250C mit Metall-Klappdach, das man in zwanzig Sekunden elektrisch öffnen oder schliessen kann. Ich empfehle den Wagen, übrigens. Was ich aber niemandem empfehle: einen Aufenthalt in Nizza. Ich meine, die Côte d'Azur bietet viel, immer noch, wenn es um Schönheit der Landschaft geht (Gegend von Vence z. B.; den besten Blick hat man von der Terrasse des Restaurants «Le Saint-Martin») oder um Hotels (das «Hôtel du Cap» in Antibes, *still MvH's all-time favourite*). Aber Nizza finde ich seit einiger Zeit zirka so anziehungskräftig wie das Terminal 1 des Flughafens Paris CDG («une poubelle», stand hier vergangene Woche). Ich kenne kein Hotel, das ich für jemanden, den ich mag, buchen würde. Das Essen ist schlecht, wie man es gewohnt ist von Restaurants in Frankreich (nur gibt es in anderen Städten Ausnahmen). Und im *centre-ville* begegnen einem fast nur Leute, mit denen man keine Ferienzeit verbringen möchte. (Vor Jahren, als ich Reporter war, schrieb ich über das Quartier L'Ariane am Rand von Nizza unter der Autoroute-du-Soleil-Brücke, dort gibt es eingewanderte Tschechen – die sind heute auf dem Marché aux Fleurs und der Promenade des Anglais).

Jetzt, wie versprochen, Lokales. Am Freitag vergangener Woche begann das 43. Montreux

Jazz Festival. Ich hatte eine «Persönliche VIP-Einladung» (stand so darauf) für die «White Night» von *Le Matin*. Was ich nicht hatte: ein Hotelzimmer. Man fragt sich natürlich, darf man das? (Ich meine nicht, sich beschweren als MvH, wenn einem keine Möglichkeit zur Übernachtung angeboten wird. Sondern jemanden einladen als Edipresse – ein Verlag, gehört zu Tamedia – und davon ausgehen, dass der VIP um 02.00 Uhr oder so retour fährt in die *Suisse allemande*?) Der Direktor von Montreux-Vevey Tourisme, mit dem ich bekannt bin und dem ich in der Halle des «Montreux Palace» begegnete, fand, man dürfe nicht. (Und MvH war dann Gast von Montreux-Vevey Tourisme.)

Das «Palace», nebenbei, ist ein Hotel, in dem man sich wohl fühlt und alles in Ordnung ist. Der volle Name des Hauses ist, für die, die es interessiert, «Fairmont Le Montreux Palace», weil es zu der Firma Fairmont aus Kanada gehört. Das geht auch. (Nur in Zürich meint ein Hotelbesitzer, er hätte verloren oder es wäre ein Problem, wenn er sein «The Dolder Grand» von Profis führen lassen würde.)

Auf der Einladung zu der «White Night» hiess es, «es ist Ihnen natürlich frei gestellt, sich ganz in Weiss zu kleiden». Ich finde, es gibt im Grunde nur eine Kleidervorschrift, nämlich *black tie*. Sonst sollte man als Gastgeber genug Glauben haben, dass die Eingeladenen sich passend anziehen, nicht wahr? (MvH trug ein dunkelblaues Masshemd und eine marineblaue Hose von Brioni.) Eine Journalistin der *Sonntagszeitung* fragte Bertrand Piccard (weisses Hemd ohne Kragen), ob er sich mit mir zusammen fotografieren lasse; doch er wollte mit Didier Cuche (weisses Hemd, offener Kragen) auf das Bild. Ob meiner Kleidung wegen, weiss ich nicht. Jedenfalls sollte man sich immer neben jemanden stellen, der weniger bekannt ist als man selber. (Sonst keine angenehme Bildunterschrift: «MvH mit einem Partygast».) Ihr Kolumnist wurde mit Lori Immi (schwarzes Top, schwarze Brille) fotografiert.

Zum Schluss siebzehn Zeilen Stilkritik: Wird es wärmer draussen als, sagen wir, 23 Grad, gehen Männer in T-Shirts ohne Kragen und kurzen Hosen aus dem Haus, einige zeigen sogar ihre Fussnägel. Das ist unnötig. Als Mann, vor allem über vierzig, trägt man immer zumindest Hemd, lange Hose und geschlossene Schuhe. Wegen ein wenig mehr Wärme zieht man nicht weniger an, man nimmt bloss andere Stoffe (Seide und Leinen statt Baumwolle und Wolle). Einer, der es auch so sieht wie ich, ist Roger Lehmann (trägt Tom Ford, arbeitet für die UBP, eine Privatbank). Er ist vermutlich einer der drei Männer, die auf Zürichs *Best-Dressed List* gehören. (Den Namen des dritten schreibe ich nicht – das sähe irgendwie danach aus, als möchte ich mich beliebt machen bei einem Vorgesetzten.)

«Nicht zu viel Champagnerlaune verbreiten»

Hans-Jürg Rufener, Schweizer Event-Pionier, über erfolgreiche Grossanlässe, passende Botschafter und die wirklich wichtigen Landsleute.



«Nach aussen sind die Banken etwas zurückhaltender geworden»: Organisator Rufener.

Was ist ein guter Event?

Mittlerweile herrscht eine regelrechte «Eventitis». Der Event ist ein typisches Marketing-Tool der neunziger Jahre, das heute fast inflationär gebraucht wird. Wir verstehen den Event als Momentum, das die Leute mitreisst, berührt und über alle Sinne stimuliert. Und natürlich haben wir die Aufgabe, eine entsprechende Botschaft zu verankern. Bei einem guten Event ist alles wunderbar orchestriert, die Teilnehmer sollen aus dem Alltag entführt werden wie ein Gast im Circus Conelli. Die guten Event-Leute, die Dirigenten, haben das Flair für besondere Stimmungen.

Welches war der grösste und anspruchsvollste Event, den Sie bis heute organisiert haben?

Am komplexesten war wohl der Fifa-Weltkongress in Marrakesch. Oder «150 Jahre Credit Suisse» weltweit.

Am diesjährigen «Life Ball» in Wien war Bill Clinton der Stargast. Steht er auch auf Ihrer Wunschliste?

Er ist natürlich eine sehr mitreisende Persönlichkeit, ein authentischer Botschafter. Ob jemand wirklich passt zu einem Event, das ist die zentrale Frage. Manche binden viel zu schnell irgendwen mit etwas zusammen, zum Beispiel eine Miss Schweiz mit einem Auto. Bill Clinton ist sicher super, aber im Vordergrund stehen muss ein perfektes Matching.

Veranstalten Sie auch Wohltätigkeits-Events?

Ja, beispielsweise die Laureus Awards oder für Unicef. In Deutschland gehöre ich zu den Initianten des Vereins Werte Erleben, der sozial auffällige Kinder und Jugendliche dazu animiert, sich künstlerisch zu betätigen. Wir haben mit ihnen eine grosse Inszenierung gemacht am Hamburger Schauspiel-

haus, mit neun ausverkauften Vorstellungen.

Und spezifische Kultur-Events?

Da steht als Nächstes das einen Monat dauernde Festival da Jazz in St. Moritz an. Es beginnt am 16. Juli im «Dracula Club». Dessen Präsident Rolf Sachs, Möbeldesigner und Sohn von Playboy-Legende Gunter Sachs, hat das Klubfestival ermöglicht. Geboten wird jeweils ein hochkarätiges Wochenendprogramm, unter anderem mit dem Monty Alexander Trio und den Schweizerinnen Heidi Happy und Sophie Hunger.

Welche Schweizer sind richtige VIPs?

Roger Federer, Marc Forster, Sam Keller, Bertrand Piccard und Nicolas Hayek. Menschen, die etwas bewegen.

Wann gibt es Champagner und wann Prosecco? Ist das vom Budget abhängig?

Bei den Italienern gibt es Prosecco, bei den Franzosen wird Champagner ausgetrennt.

Setzen Schweizer Banken noch immer auf Event-Marketing?

Sie setzen entschiedener auf Event-Marketing im Stillen. Nach aussen ist man etwas zurückhaltender, sowohl, was das Kundenevent-Geschäft anbetrifft, als auch, was die Mitarbeitermotivation angeht. Nicht zu viel Champagnerlaune verbreiten, aber der Dialog mit intelligenten Leuten ist unerlässlich.

Ihre Firma gehört seit diesem Jahr zur Messe Schweiz. Haben Sie damit nicht das Heft aus der Hand gegeben?

Nein, der Verkaufsentscheid fiel, um international wirklich wachsen zu können. So werden wir beispielsweise schon an der Welt-Expo in Schanghai 2010 gemeinsam auftreten.

Was unterscheidet einen Event eigentlich von einer Party?

Eine Party kann Teil eines Events sein. IWC kann etwa einem Produkt-Launch eine Party folgen lassen. In Zürich organisieren wir nach wie vor den Mega-Rave «Energy» und in Deutschland die «Mayday» und «Nature One».

Hans-Jürg Rufener gilt als Schweizer Event-Pionier. Der 44-Jährige ist CEO von Rufener Events mit Büros in Zürich, Hamburg und Barcelona.

Die Fragen stellte Jürg Zbinden.

Ein Waldregen im Hochsommer

Von Jürg Zbinden

Bei hohen Temperaturen sind wir geruchsempfindlicher. Deshalb empfehlen sich für die Hochsommermonate leichte Düfte, bei Rekordwerten empfiehlt es sich, auf Parfümierung zu verzichten. Fruchtige und blumige Noten kommen im Sommer am besten zur Geltung. Wie beim Make-up darf es am Abend auch bei den Duftwässerchen ein bisschen mehr sein.

1 — Kiehl's Since 1851: Der Name der New Yorker Kosmetikmarke suggeriert ein für Amerika eher atypisches Traditionsbewusstsein. Das Eau de Toilette «Forest Rain» ist ein Unisex-Duft (50 ml). Er kostet Fr. 78.– und ist erhältlich beim Kiehl's Corner im Globus in Genf, Zürich und Bern.

2 — Die Kollektion Colognes Hermès besteht aus drei Düften: «Eau d'orange verte», «Eau de pamplemousse rose» und «Eau de gentiane blanche». Während der erste bereits etabliert ist, wurden die beiden letzteren von Jean-Claude Ellena, Parfümeur des Hauses Hermès, entworfen. Das elegante Trio der Colognes verströmt Frische und Wohlbefinden. Das «Eau d'orange verte» gibt es zu kaufen von 50 bis 400 ml, die zwei neuen Düfte gibt es in Flakons zu 100 ml (Fr. 136.–) oder zu 200 ml (Fr. 179.–). Erhältlich exklusiv in Hermès-Boutiquen.

3 — «Papillon», das Lieblingsparfüm der Modedesignerin Hanae Mori, fasst das zarte Bouquet in einem Eau fraîche zusammen. Der Jus des Klassikers enthält frische Zitrusaromen und die Düfte des Waldes und der Felder. Damit der Duft auch den Strahlen der Sonne standhält, enthält «Papillon» einen Sonnenfilter (SPF 15). 100 ml kosten Fr. 88.–. Den Schmetterlingsduft führt die Parfümerie Stemmler, Storchengasse 11, Zürich.

4 — «Dark Amber & Ginger Lily» von Jo Malone, eine sinnliche Kombination aus Kardamom, Orchidee und Kyara-Holz, ist ideal für den Abend und die Nacht. Das Cologne zu 100 ml kostet Fr. 130.– und ist exklusiv bei Globus Genève, 48, rue du Rhône, erhältlich.

5 — Für «Un Jardin après la Mousson» liess sich Jean-Claude Ellena inspirieren von der immensen Duft- und Aromenvielfalt Indiens. Er bereiste die Flusslandschaften in Kerala, wo nach dem Monsunregen die Vegetation zu neuem Leben erwacht. Das Eau de Toilette Spray von Hermès zu 100 ml kostet Fr. 129.–. In Hermès-Boutiquen.

1



2



3



4



5





Auto

Aber es funktioniert

Ein Suzuki Baleno ist kein besonders aufregender Wagen. Obwohl er jetzt verschrottet wird, gibt es nur Gutes zu berichten. *Von Ulf Poschardt*

Mein Kollege Robin bietet eine schöne Mischung aus Herzlichkeit, Intelligenz und Humor. Selten habe ich ihn so ernst erlebt wie an dem Tag, als er sich überlegte, sich von seinem Auto zu trennen: einem klassischen Produkt alter asiatischer Kombikultur. Der Suzuki Baleno, Baujahr 1987, ist wahrlich keine Schönheit, aber er ist ausserordentlich exotisch. Als Robin ihn kaufte, stand die Geburt seines ersten Kindes kurz bevor, und er musste sich bescheiden. Jetzt verschrottet er den Youngtimer und kauft sich – auf meine Empfehlung – einen Skoda Octavia Kombi. Bereut

hat er den Kauf des Suzuki nie. Auch wenn er nie ein Ampelrennen damit gewonnen hat («Mach ich nicht. Ist was für Prols») und sich noch nie über den Kauf gefreut hat, äussert er sich, kurz bevor das Auto in die Schrottpresse muss, bewundernd über die Familientauglichkeit des Baleno. «Kinder können mit Schokolade rumsauen und sogar auf Autobahnparkplätzen aufs Dach klettern. Beulen sind egal.»

Robins Pragmatismus stammt aus dem Ruhrgebiet, seine Frau aus der DDR. Die hat deswegen mehr Schuldgefühle beim Verschrotten. «Als DDR-Kind hat man eine körperliche Abneigung, funktionierende Dinge fortzuwerfen.» Das Traumauto seiner Frau ist ein Alfa Romeo, er selbst träumt von keinem Auto, gibt ihm keine Spitznamen und vermeidet jedes emotionale Verhältnis dazu. Die einzige persönliche Note ist ein Aufkleber von FC Schalke 04. In dem ruppigen Viertel Berlins, wo er wie alle ehemaligen und angehenden Bohémiens wohnt, braucht er einen Kombi auch, um den Kinderwagen zu parken. Sie werden dort nämlich aus den Hausfluren geklaut. Wenn er den Baleno beschreibt, findet er

am Ende doch rührende Worte: «Kinder stehen drauf, wenn Autos wie Autos aussehen: also kantig statt rund geschliffen. Das hat der Wagen erfüllt.»

Flirten kann er in dem Auto nicht, dafür erfüllt der Suzuki eine andere partnerschaftliche Funktion: «Ich kann mich nicht aufregen, wenn meine Frau den Wagen verkommen lässt.» Über einige seiner Erlebnisse mit dem Auto hat Robin (Alexander) in seinem Bestseller «Familie für Einsteiger» (Rowohlt) geschrieben.

Die Autotester waren weniger freundlich zum Baleno, der von 1985 bis 2001 produziert wurde. Insbesondere die Bremsen entsprachen nicht dem Standard. Für Robin war das aber nie ein Problem. Bis Oktober wird er den Suzuki noch fahren, dann erst ist der Skoda produziert. Robins stilbewusster Ehefrau, einer Fernsehjournalistin, allerdings schwant: «Spätestens wenn der Baleno weg ist, sind wir keine Bohémiens mehr. Die fahren entweder richtig dicke Karren oder richtig miese.»

Robin würde den Baleno jeder jungen Familie mit einem überschaubaren Budget empfehlen. Aber dafür muss man ihn schätzen: Er ist unbestechlich – mit Texten, Menschen und Autos.

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der *Welt am Sonntag* in Berlin.

Suzuki Baleno Kombi (Baujahr 1987)

Hubraum: 1839 ccm, Leistung: 121 PS
 Höchstgeschwindigkeit: 190 km/h
 Preis: 4000 Franken
 (für gepflegte Occasionen)



Der Profi

Canon bringt den Pro 9500 Mark II: Kann man sich mit einem hochwertigen Drucker das Fotolabor sparen? *Von David Schnapp*

Tintenstrahldrucker sind in aller Regel ein Ärgernis. Billig produzierte Plastikhaufen zu einem günstigen Preis und überteuerte Ersatzpatronen, so lässt sich das Geschäft mit den weitverbreiteten Farbdruckern kurz umschreiben. Es geht aber auch anders: Der neue Pixma Pro 9500 Mark II ist ein Inkjet-Drucker für den Highend-Bereich. Fast zwanzig Kilogramm war die Kiste schwer, die uns da geliefert wurde. Obwohl auch hier viel Plastik dran ist, der Profi-Drucker wirkt massiv und stabil.

Das Einrichten braucht seine Zeit, neben dem Druckkopf müssen immerhin zehn verschiedene Tintenpatronen – neben den üblichen CMYK-Farben auch noch Rot, Grün und Blau, Matt- und Fotoschwarz sowie Grau – ausgepackt und eingesetzt werden. Anschliessend wartet man, bis sich das Gerät selbst kalibriert hat.

Wir beginnen mit etwas ganz Grossem, dem Ausdruck auf «Fine Art Museum Etching» im Format A3+, eine schöne, schwere Spezialunterlage, wie hochwertiges Zeichenpapier. Zunächst kämpfen wir mit dem Papiereinzug, hier etwas anheben, dann dort drücken, Papier einführen... Irgendwann aber klappt's, der Drucker zieht das Papier ein und fängt an zu arbeiten. Die Arbeit braucht Zeit, fast zehn Minuten dauert der Vorgang. Für die Mühen werden wir belohnt, das Ergebnis ist wirklich erstaunlich. Der romantische Sonnenuntergang, den wir für diesen Zweck von unserer

Terrasse aus fotografiert haben, sieht auf dem Papier sehr schön aus, wir können es direkt an die Wand nageln. Die Schönheit hat, wie immer im Leben, ihren Preis, zwanzig Stück des schweren Spezialpapiers (350 g/m²) kosten immerhin Fr. 162.30. Und wenn wir schon rechnen: Fr. 18.70 kostet eine der zehn Farbpatronen.

Die Vorteile des Pro 9500 Mark II liegen in seiner ausgezeichneten Kalibrierung, den Spezialfarben, die sehr gute Übergänge schaffen, und vor allem in den unterschiedlichsten Medien, die in höchster Qualität bedruckt werden können. Neben den Spezialpapieren können auch Leinwand und viele Fine-Art-Medien führender Hersteller bedruckt werden, verspricht Canon. Der Druck ist dabei auf eine Stärke bis zu 1,2 Millimeter möglich, auch CDs oder DVDs kann man bearbeiten.

Fazit: Der Canon Pro 9500 Mark II ist der perfekte Drucker für Fotografen, die im Keller vielleicht noch ein Schwarzweisslabor eingerichtet haben und dort mehr Zeit verbringen als mit ihrer Frau. Wer rechnet, wird feststellen, dass diese Fotodrucke ein recht teures Hobby sind, aber wozu hat man Hobbys?

Inkjet-Drucker Canon Pixma Pro 9500 Mark II.

Auflösung bis 4800 x 2400 dpi. 10 Drucktanks mit pigmentierter Tinte. Format bis A3+, max. 35,56 cm Breite. DVD/CD-Druck. USB, PictBridge. Div. Software für Windows und Mac OSX. Fr. 1199.-, Ersatzpatronen Fr. 18.70/Farbe. www.canon.ch



Wozu hat man Hobbys: Inkjet-Drucker Canon Pixma Pro 9500 Mark II.

Bise statt Brise

Von Peter Rüedi



Kein Tag, ohne dass uns ein Sonderprospekt «Sommerweine» offeriert: viel Rosé, von dem mich erst mal einer überzeugen muss (abgesehen vom Champagner und von ein paar Tavel, die ahnen lassen, weshalb Louis XIV und Balzac so dafür schwärmten). Viel Weisswein, im Zweifelsfall ein paar tolle. Die sind mir freilich die passende Antwort auf Hölderlins berühmte Fragen: «Weh mir, wo nehm' ich, wenn / Es Winter ist, die Blumen, und wo / Den Sonnenschein, / Und Schatten der Erde?» Aus solchen Flaschen. Was ich meine: «Sommerweine» erinnern mich an Karl Valentins «Winterzahnstocher». Entweder sie taugen was, und dann sind sie gerade dann eine (Winter-)Hilfe, wenn «im Winde klirren die Fahnen»; oder wir müssen sie bei fünfunddreissig Grad im Schatten so runterkühlen, dass sie eh alle gleich schmecken, nämlich nach nichts. Kommt dazu, dass allenthalben sommers Grilladen im Schwange sind. Nichts dagegen. Aber was trinke ich zu einem Steak vom Grill? Richtig, einen «Winterwein», der was aushält. Hier ist ein solcher, und zwar nicht von der unteren, sondern von der oberen Rhone (wenn auch nicht der obersten: Côte-Rôtie ist nämlich nicht das Ende aller Wünsche, das sind die immer besseren Roten aus dem Wallis, *but that's another story*). Die nördliche Rhone ist ja schwer im Aufwind, vor allem die genannte Côte-Rôtie, Condrieu und die noblen Hermitages. Etwas in deren Schatten steht nach wie vor die kleine südlichste Appellation der Zone, die Weine von den Graniterrassen von Cornas (wenige Kilometer nordwestlich von Valence). Sorgfältig produziert wie im biodynamisch geführten Betrieb von Matthieu Barret, ergeben sie eine völlig eigenständige Power-Variante von Syrah: im Fall des «Brise Cailloux» eine im Jahrgang 2007 noch kaum gebändigte mineralische Wucht. Das Gegenteil von «lieblich». Terroir total. Eher Bise als Brise. Harmonie ist zu ahnen, will aber Zeit. Unbedingt dekantieren, am besten mehrere Stunden. Ein grosser Wein, nicht für alle Tage, aber für jede Jahreszeit.

Domaine du Coulet, Matthieu Barret: Brise Cailloux 2007. 13%. Weinhandlung am Küferweg. Fr. 48.- (www.kueferweg.ch)

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Donna Leon:** Das Mädchen seiner Träume (*Diogenes*)
- 2 (10) **Karin Slaughter:** Zerstört (*Blanvalet*)
- 3 (2) **Alex Capus:** Der König von Olten (*Knapp*)
- 4 (5) **Daniel Glattauer:** Alle sieben Wellen (*Zsolnay*)
- 5 (3) **Michael Theurillat:** Sechseläuten (*Ullstein*)
- 6 (4) **Nicholas Sparks:** Für immer der Deine (*Heyne*)
- 7 (6) **Sarah Kuttner:** Mängelexemplar (*Fischer*)
- 8 (9) **Martin Suter:** Das Bonus-Geheimnis (*Diogenes*)
- 9 (8) **Ursula Priess:** Sturz durch alle Spiegel (*Ammann*)
- 10 (–) **Fritz Dinkelmann:** Die Kanzlerin (*Lenos*)

Sachbücher

- 1 (1) **Eckart von Hirschhausen:** Glück kommt selten allein ... (*Rowohlt*)
- 2 (2) **Nik Hartmann:** Über Stock und Stein (*Edition Fona*)
- 3 (3) **Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler:** 50 Erfolgsmodelle (*Kein & Aber*)
- 4 (4) **Largo, Beglinger:** Schülerjahre (*Piper*)
- 5 (5) **Rhonda Byrne:** Das Geheimnis (*Goldmann*)
- 6 (6) **Richard D. Precht:** Wer bin ich – und wenn ja, wie viele? (*Goldmann*)
- 7 (10) **Bernhard Moestl:** Shaolin (*Droemer Knaur*)
- 8 (–) **Martin Rütter:** Hund – Deutsch/ Deutsch – Hund (*Langenscheidt*)
- 9 (8) **Teresa Fortis:** Lockruf Saudia (*Woa*)
- 10 (7) **Walter Wittmann:** Finanzkrisen (*Orell Füssli*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Media Control

Apropos: Alles ist Wurst

Einmal im Leben ein eigenes Buch herauszubringen, das wird für die meisten für immer ein unerfüllter Traum bleiben. Patrick Frey, Teilzeit-Komiker und Nebenbei-Verleger, hat ganz andere Probleme. Zum Beispiel jenes, wie er jeweils für die nächste Neuerscheinung die leeren Seiten zwischen den Buchklappen füllen kann. Wie schwierig das ist, dokumentiert der Kunstband «Mortadella» mit folgendem Inhalt: Die vorder- und die rückseitige Abbildung einer in 166 Scheiben geschnittenen italienischen Wurstspezialität aus gemahlenem Schweinefleisch mit groben Speckwürfeln und ab und zu einem Pfefferkorn. Der über 300 Seiten dicke und 1678 Gramm schwere Schinken der Edition Patrick Frey kostet Fr. 65.90 und ist ungeniessbar. Die echte Fleischwurst vom Metzger ist billiger – und ebenfalls Geschmackssache. (rs)

Literatur

Bücher ohne Verfallsdatum

Das Werk Friedrich Glausers hat es spielend ins digitale Zeitalter geschafft. Die Krimis des Aussenseiters bleiben beliebt und aktuell. Sie sind die perfekte Sommerlektüre. Von Pia Reinacher

Kaum war er tot, wurde er berühmt. Aber es war eine Rezeption durch die Hintertüre. Nicht die Germanisten waren es, die Friedrich Glauser (1896–1938) auf ihrem Altar nobilitierten. Sie begannen den gebrandmarkten Aussenseiter auf den Spuren des Bösen erst in den neunziger Jahren zu schätzen, nachdem Gerhard Saner dessen kurvenreiches Leben in einer passionierten Biografie nachgezeichnet hatte. Es waren die Hausfrauen, die den Schriftsteller entdeckten und zu dem machten, was er heute ist: eine der schillerndsten Figuren der Schweizer Literatur.

Das entscheidende Ranking geschah nicht am Schreib-, sondern am Küchentisch, an dem die Frauen zwischen Gemüserüsten und Kochen die Krimis gierig verschlangen. Die meisten der Studer-Romane erschienen zuerst als Fortsetzungsgeschichten, in der Zeitung ABC, dem *Schweizerischen Beobachter* oder der *Zürcher Illustrierten*. Die Erzählungen aber druckte der Berner *Bund*, dessen Feuilletonredaktor Hugo Marti 1925 auf Glauser aufmerksam wurde. Aus diesen Zeitschriften und Zeitungen bezogen damals die ärmeren Frauen ihre Bildung, und Friedrich Glauser bediente ihren Hunger nach Unterhaltung Woche für Woche mit neuen Folgen. Der entscheidende Durchbruch gelang aber erst nach seinem Tod, und zwar durch die Verfilmungen, die den Schriftsteller auf einen Schlag berühmt machten: Lindbergs legendäre Studer-Inszenierungen mit Heinrich Gretler (1939 und 1946) oder etwa Rainer Wolffhardts Film «Krock & Co» (1976) mit Hans Heinz Moser.

Dem Teufel vom Karren gefallen

Wer ist Friedrich Glauser, dessen Bücher offenbar kein Verfallsdatum kennen? Er war ein Sonderling, der dem Teufel vom Karren gefallen war und dafür sein Leben lang büssen musste. Friedrich Glauser wurde 1896 in Wien als Sohn eines Schweizer Französischprofessors geboren. Als die Mutter an einer Blinddarmentzündung stirbt, ist er erst viereinhalb Jahre alt. Glauser wird sie – eine «fein veranlagte Natur», die mit ihm sang, spielte und tanzte – ein Leben lang vermissen. Der Vater verliert jeden Halt und beginnt zu trinken. Die Mutter sei «auprès du bon Dieu», erklärt er dem Kind, dann bringt er es zuerst zur Grossmutter und schiebt den Knaben später ins Schweizer Landerziehungsheim Glarisegg ab. Der Schriftsteller bewahrt das Bild der Mutter doppelt auf: In seinem Werk halluziniert er sie

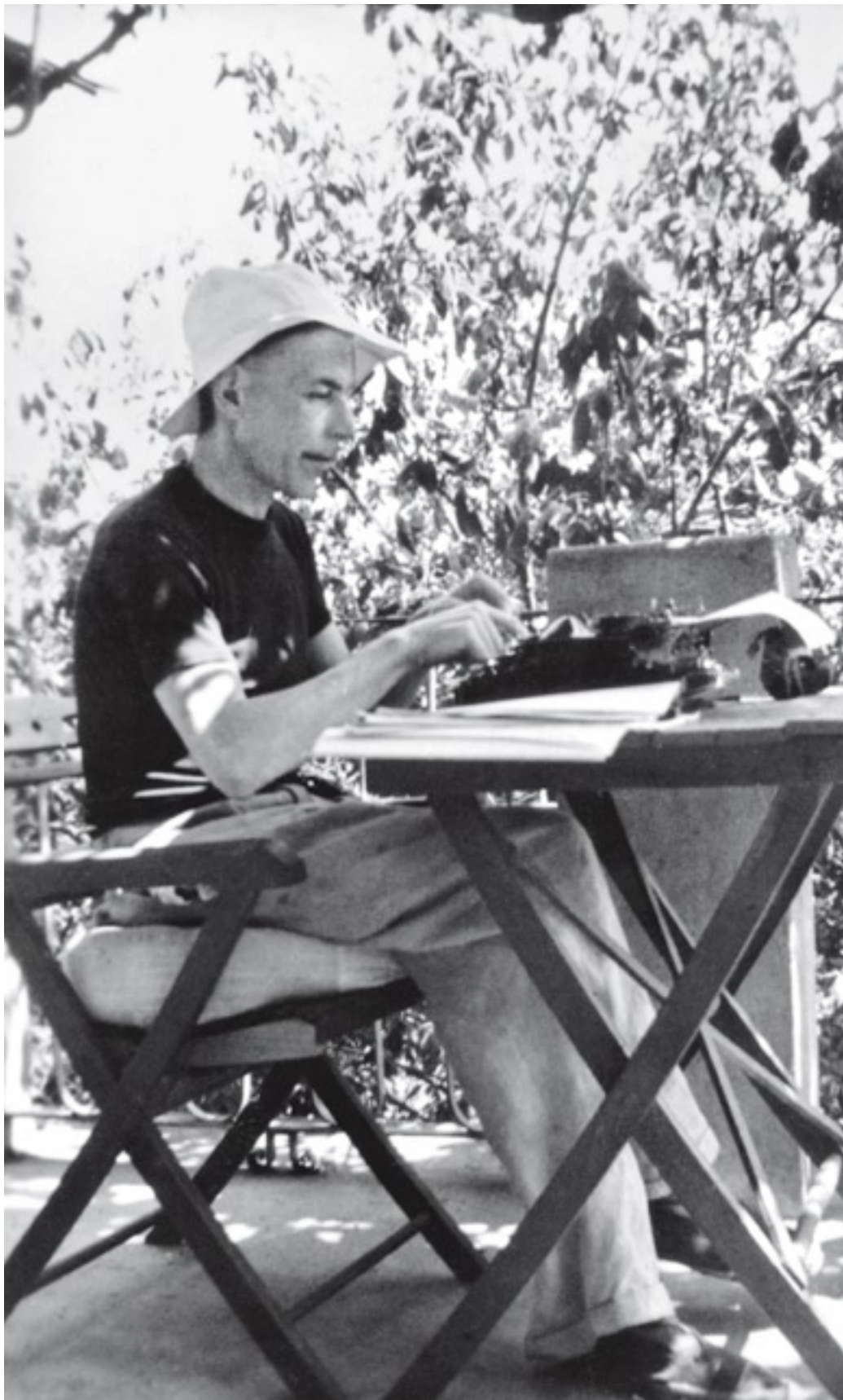
immer wieder, indem er warme, starke, souveräne Mutterfiguren schafft («[...] die aber ist nicht gestorben, sondern sie schläft»). Im Leben richtet der erwachsene Mann sein Begehren nicht auf erotische Frauen, sondern sucht nach einem Mutter-Ersatz, den er in den letzten Jahren in der Redaktorin «Mama» Martha Ringier und der Krankenschwester Berthe Bendel auch tatsächlich findet.

Abruptes Ende der Kindheit

Das abrupte Ende der Kindheit ist gleichzeitig der Anfang einer lebenslangen Odyssee durch Erziehungsheime, Gefängnisse und psychiatrische Kliniken, aus denen der Morphinist immer wieder abhaut. Wegen eines Fahrrad-diebstahls kommt er 1920 ins Berner Inselspital, flüchtet aus der Irrenanstalt Holligen, wird ins Zürcher Burghölzli eingeliefert (Diagnose: «willensschwach, moralisch ungenügend entwickelt»), um später vom eigenen Vater für den Rest des Lebens entmündigt zu werden. Anfang der zwanziger Jahre setzt er sich in die französische Fremdenlegion ab, wird aber wegen eines Herzleidens schon bald wieder ausgemustert. Die Erfahrungen in Nordafrika thematisiert er in seinem Debütroman «Gourrama» (1940), Glausers «Schmerzenskind», dessen Erscheinen in Buchform er gar nicht mehr erlebt.

Nun könnte man meinen, Friedrich Glausers Romane seien im Zeitalter der inflationären Fernsehkrimis mit ihren rasanten Folgen von Einstellungen, dem höllischen Tempo der Verfolgungsjagden, den Leichen in Kühlhäusern und den Kommissarinnen, die den Revolvergurt als modisches Accessoire über Designerblusen tragen, nicht mehr konsumierbar. Auf Anhieb würde man vermuten, dass Glausers gemächliche Ästhetik des Abschweifens, der Langsamkeit und des Atmosphärischen für den auf Hektik konditionierten Leser längst überholt ist. Das Gegenteil ist der Fall.

Das zeigt ein Blick auf die Glauser-Ausgaben. Sein Werk ist gleichzeitig in fünf Verlagen zu haben. Neben Arche und Diogenes bieten vor allem der Limmat-Verlag und der Unionsverlag wichtige Glauser-Ausgaben an. Die historisch-kritische Ausgabe aus den neunziger Jahren – ein Meilenstein in der Glauser-Rezeption und eine Pionierarbeit des Editorenteam, das den korrekten Textstand dieser Prosa rekonstruierte – ist längst ausverkauft. Zum 70. Todestag des Autors am 8. Dezember 2008



Ästhetik des Abschweifens: Schriftsteller Glauser, Sommer 1938.

hat der Limmat-Verlag zwei «Best of»-Glauser-Bände zusammengestellt, mit Kriminal- und Liebesgeschichten. Bernhard Echte bringt im Nimbus-Verlag die «Gesammelten Gedichte» sowie die «Briefe». Im Unionsverlag ist das Gesamtwerk seit einem halben Jahr in einer Taschenbuchausgabe der gebundenen Edition aus den neunziger Jahren zu haben. Und es ist

ein Erfolg: Die Kassette mit den Studer-Romanen ging bereits 2000-mal über den Ladentisch, das erzählerische Werk 500-mal, daneben werden alle Bände auch einzeln verkauft.

Die konkreten Zahlen beweisen das ungebrochene Interesse: Allein von «Wachtmeister Studer» setzte man im Unionsverlag in der 1. Auflage 11 668 Bücher ab, in der 2. Auflage

immer noch 3051 Bücher. Dass die Studer-Romane zu Lieblingsbüchern avancierten, ist kein Wunder. Ihre Figuren sind aus dem Leben gegriffen, aber keine Klischees: Menschen mit all ihren Widersprüchen. Der Wachtmeister dagegen ist ein Archetypus der Gerechtigkeit, Projektionsfigur des Guten, Dompteur des Bösen – ohne Zweifel die fantasierte Kontrastfigur zum eigenen Vater.

Spannend wird es erst recht, wenn man einen Blick ins Internet wirft. Die Glauser-Rechte sind nach internationaler Gesetzgebung nach siebzig Jahren frei geworden. Auf der Internetseite Gutenberg.spiegel.de kann man alle wichtigen Kriminalromane downloaden. Die amerikanische Seite Ebooks.ebookmall.com bietet Glauser im E-Book-Format an. Ein definitives Indiz für die Popularität des Schweizer Schriftstellers liefert schliesslich die Seite Books.ch, welche die Studer-Romane zum Downloaden auf PDA, Smartphone, Handy und PC für ganze Fr. 3.30 bereithält.

Literatur-Treibhaus Schweiz

Das Werk von Friedrich Glauser hat den Übertritt von der Gutenberg-Epoche ins digitale Zeitalter spielend gemeistert. Wo liegen die Gründe?

Ohne Zweifel im unverwüstlichen Kern dieser Literatur, die das Treibhaus Schweiz» beispielhaft abbildet. Alles findet sich da – nur leicht kaschiert vom Code der zwanziger und dreissiger Jahre: Das Verdrückte und Verhockte, das Verklemmte und Verbissene, das die Eidgenossen bis heute charakterisiert. Die Wortkargheit und die Schlauheit der Honoratioren, ihre Solidität genauso wie ihre Durchtriebenheit, mit der sie Geschäfte zu ihren eigenen Gunsten machen und dafür sorgen, dass die Fallhöhe zwischen oben und unten gewahrt bleibt. Die Fäulnis lauert hinter den Fassaden ihrer Institutionen, deren Funktionäre einander stillschweigend in die Hand arbeiten, solange dies den eigenen Machterhalt garantiert. Das zähe Geflecht der Repräsentanten und Einflussreichen, der Bankräte und Politiker ist und bleibt für die Romanhelden unzugänglich. Friedrich Glauser demonstriert in seinen Romanen den raffinierten Machtaufbau der Schweiz, der so zementiert ist, dass der Aufstieg eines Aussenseiters nur um den Preis des Selbstverrats zu haben ist. Und das ist auch heute nicht viel anders.

In den Ohnmachtsgefühlen seiner Helden erkennt sich der moderne Leser wieder. Da trifft Friedrich Glauser einen zentralen Nerv der Schweiz. Er entlarvt hinter der lackierten Oberfläche das Mittelmass und demontiert die Gesetze, welche das Land im Innersten zusammenhalten. Ausgerechnet dieser durch Drogen ständig Betäubte hält dem Land einen Spiegel vor, der nichts beschönigt und alles denunziert. Das macht seine Literatur zeitlos und aktuell. ○

«Bierhübelis» Gala Night

Von Peter Rüedi

«Swiss Jazz Orchestra» klingt irgendwie nach Nationalmannschaft. Nach Repräsentation, wie das 1986 vom Kulturminister gegründete französische Orchestre National de Jazz. Die Vorstellung, Pro Helvetia oder das Bundesamt für Kultur würden eine nationale Big Band auf die Beine stellen, hat allerdings etwas unrealistisch Heiteres, und so ist das SJO entgegen seinem Namen ein ziemlich bescheidenes Unternehmen, so alimentiert, dass es bei allen Beteiligten schon einigen Enthusiasmus voraussetzt.

Der teilt sich denn auch ungebrochen mit. Ursprünglich im Umfeld der Berner Jazzschule entstanden, ist das Swiss Jazz Orchestra noch heute hauptsächlich in Bern verwurzelt. Seine Ausstrahlung geht allerdings weit darüber hinaus. Das SJO ist die mit Abstand beste regelmässige Jazz-Grossformation der Schweiz. Das liegt daran, dass hier professionelle Köpfe mit der Begeisterung von Amateuren spielen, vor allem aber liegt es an der regelmässigen, nie in Routine versackenden Arbeit. Es ist eine *working band*. Neun Monate im Jahr tritt das SJO montags im Berner «Bierhübeli» auf, und zwar abwechselnd mit einer «Latin», einer «Tribute», einer «Groove» und einer «Gala Night», welch Letzteres nur meint, dass die Band einmal im Monat einen Gast und dessen Musik präsentiert.

Im Dezember 2006 war das der junge Bandoneonist Michael Zisman. Die Begegnung war so spannend, dass daraus nun eine CD gewachsen ist. Sie ist, salopp gesagt, ein Hammer. Das Bandoneon, die ursprünglich deutsche Knopfharmonika, ist längst ein so argentinisches Instrument wie das Schwyzerörgeli ein schweizerisches. Der Sound des Tangos. Michael Zisman ist Argentinier und Schweizer, tritt mit sinfonischen Orchestern auf, mit Tango-Bands, mit Jazzern. Die Konfrontation von Bandoneon und Jazz-Grossbesetzung verlangt allerdings von deren Arrangeur einige Subtilität. George Gruntz hatte sie, als Dino Saluzzi zu seiner Concert Jazz Band gehörte. Und jetzt Bert Joris, in seinen Partituren für das SJO. Das Meisterstück: Zismans Komposition «Agua Tinta», ein sehnsuchttrunkenes Schattengemälde.



Swiss Jazz Orchestra and Michael Zisman:
Close Encounter. Arranged and conducted by Bert Joris.
Mons Records MR 874469

Knallgeile Tunte

«Brüno» ist da. Die Realsatire des Starkomikers Sacha Baron Cohen stellt den schrillen Homo-Kult als Zumutung dar. Von Wolfram Knorr



Beklemmende Entlarvungen: Baron Cohen als Brüno.

Den Hang zur Tobsucht sichtbar machen will der britische Radikalkomiker Sacha Baron Cohen. Im Fernsehen («Da Ali G Show») lernte er, warum sich die Menschen im grössten virtuellen Sandkasten aufführen wie ein Rudel Deppen: aus Ruhmsucht, Selbstdarstellung-Gier, Lust am Gekeife. Auf der Mattscheibe wirkt das wie unter einem Brennglas – dass die Tobsucht auch ausserhalb das Leben beherrscht, fällt nur nicht so auf. Und das will Baron Cohen ändern. Dazu bringt er sich als noch blöderen Zeitgenossen ein, sozusagen als Kontrastmittel. In «Borat» (2006) verkörperte er einen kasachischen TV-Reporter, Hinterwäldler und Antisemiten, der in die USA reiste, um mit schweinishen Provokationen die Amis auf die Palme zu bringen und manche Irrsinns-Haltung freizulegen.

In «Brüno», seinem jüngsten Extrem-Fake-Klamauk, scharwenzelt er als austriakische Tunte mit hanebüchenem Kraut-Englisch durch die durchgeknallte Welt der Models und Fashion-Knallerbsen, wird aus dem Mode-Zirkus geschmissen und will in den USA «zum erfolgreichsten Österreicher seit Adolf Hitler» werden. Die Tour endet desaströs, aber Brüno ist das wütscht.

Neben wüsten Geschmacksentgleisungen gelingen dem Ruhmsüchtigen beklemmende Entlarvungen über verhaltensgestörte, ruhm-süchtige Mütter, die ihre zweijährigen Kinder

für einen Clip anbieten, auch wenn Brüno als Casting-Chef fragt, ob man dem Kleinen ein wenig Fett absaugen dürfe, und homophobe Rednecks, zu denen Brüno splitternackt ins Zelt will, weil «ein Bär meine Kleider gefressen hat». Das ist Realsatire in enthemmter Hochform. Brüno, in gelben, pinkfarbenen, schwarzen, bauchfreien und manchmal auch mit Dildos behängten Schwuchtel-Klamotten, reist durch die USA als eine Art Hinterlader-Candide und demonstriert in dieser herausfordernden Funktion, dass ein erschreckend hoher Teil der menschlichen Spezies noch depperter ist als der rosarote Stelzvogel selber. In einer US-TV-Show tüfelt Brüno mit einem schwarzen Kleinkind auf dem Schoss vor mehrheitlich afroamerikanischem Publikum und sucht zwecks Erziehung einen Partner. «Partner?!», böllt entfesselt das Studiopublikum. «Wer und wo ist die Mutter», kreischen die Matronen. Brüno, mit blonder Topf-Frisur und Lidschatten: «Keine Ahnung, ich hab bei einem Besuch in Afrika meinen iPod gegen den Kleinen getauscht.» Tobsucht, Raserei.

Es geht weniger um Homosexualität, sondern mehr um ihre schrillste Tunten-Ausprägung als schmerzhaftes Zumutung. Cohen muss allerdings aufpassen, dass sich sein Crash-Klamauk nicht totläuft.

Brüno.

Regie: Larry Charles. USA, 2009

Erregung im Morgenrauen

Bundesrat Merz' erotisch-literarische Versuche sorgen für Häme. Jean Zieglers Ergüsse sind auch nicht besser. Von Peter Keller

Wenn Bundesrat Hans-Rudolf Merz die Muse überkommt, tropft ihm nicht selten schwülstige Erotik aus der Feder. In seiner Erzählung «Der Landammann» – 1992 erstmals publiziert – balzen brünstige Herisauer um Cosima, die «teuflische Serviertochter». Ihr «praller, strotzender Busen» lässt die Herren «lüstern mit der Zunge schnalzen». Die Runde ist sich einig: Cosimas «wohlgeformter molliger Körper» wäre allemal eine Sünde wert.

Jeder Zahnarzt, lästerte der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki, habe in seiner Schublade einen unveröffentlichten Roman liegen. Auch der damals selbständige Unternehmensberater Hans-Rudolf Merz strebte offenbar nach literarischen Weihen. Was dabei herauskam, sind – man muss es in dieser Deutlichkeit sagen – schmierige Schmonzetten. Nun hat die *Wochenzeitung* (*Woz*) einen weiteren Text ausgegraben. Merz' Fantasiewelt ist dieselbe geblieben, nur die Frauen heissen anders: Statt Cosima ist es nun Babette, «ein herrliches, kraushaariges, vollbusiges Weib». Ihrer «fleischgewordenen Süsse» kann selbst Titelheld Max nicht widerstehen – und «sie wonnten eine Weile...».

Ist ein Mensch so, wie er schreibt? Für den *Woz*-Journalisten wird Hans-Rudolf Merz jedenfalls zum psychologischen Objekt. Seine Texte würden einen einzigartigen Einblick ins

Innenleben des Finanzministers gewähren. Der *Tages-Anzeiger* geht noch weiter: «Kann man jemandem als Politiker trauen, der solchen Quark schreibt? [...] Darf ein Bundesrat so schlecht schreiben wie Hans-Rudolf Merz?» In Frankreich wäre der Mann erledigt. «In der Schweiz trifft dieser Autor die wichtigsten und teuersten Entscheide des Landes.»

Merz hat inzwischen reagiert. In einem Brief bittet er die *Woz*-Redaktion, von weiteren Veröffentlichungen seines «zum privaten Vergnügen» verfassten Textes abzusehen. Das Finanzdepartement prüft sogar rechtliche Schritte. Für die *Wochenzeitung* bleibt der freisinnige Politiker ein Büttel des Schweizer Finanzplatzes, die FDP mache sich für ihn «vollends» zur Bankenpartei.

Die Fallstudie wäre allerdings unvollständig, wenn sein Antipode, Jean Ziegler, nicht ebenfalls zu Ehren käme. Wird Merz als Knecht des Schweizer Finanzplatzes hingestellt, dann ist Ziegler dessen bekanntester Grossinquisitor.

Kitschautor Ziegler

Seit Jahrzehnten geisselt der Genfer Soziologieprofessor die einheimischen Banker. Sie seien Gnomen, Hehler, «Kreditherrn Hitlers». Schon in den achtziger Jahren schimpft der glühende Marxist über den «Kasinokapitalismus». Neben seinen grossen Anklageschriften – «Die Schweiz wäscht weisser» und

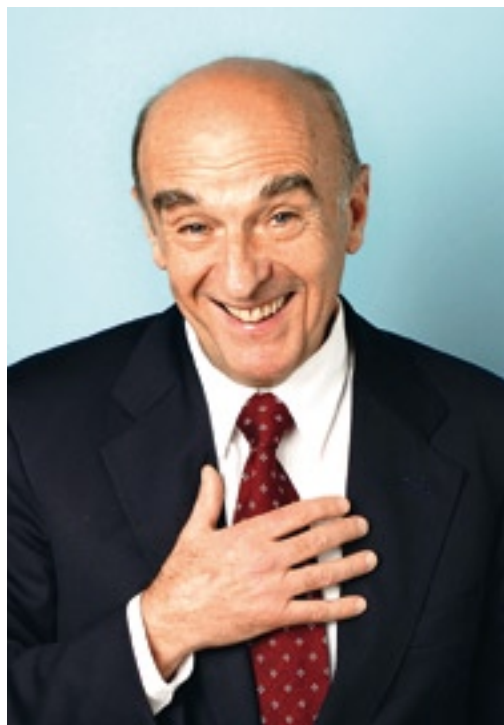
«Die Schweiz, das Gold und die Toten» – veröffentlichte der frühere SP-Nationalrat auch eine Art Bekenntnisbuch: die autobiografische Aufarbeitung seiner Lehr- und Wanderjahre namens «Wie herrlich, Schweizer zu sein».

Auch dort eröffnen sich ungeahnte Abgründe, sobald es um Frauen geht. Im Gegensatz zu Merz schreibt Ziegler nicht aus poetischer Distanz. An Schwülstigkeit steht er dem Appenzeller Hobbyliteraten jedoch um nichts nach: «Der Winter meiner Adoleszenz ging im Morgenrot eines Sommertages im Jahre 1954 zu Ende.» Nicht Cosima, nicht Babette, sondern Vittoria ist seine «Meisterin der Liebeskunst». Der Meister der Schweizkritik besingt ihren «straffen, prächtigen Körper mit herrlichen Rundungen».

Ziegler versteigt sich in Metaphern, die selbst Kitschautorin Rosamunde Pilcher erröten liessen. Vittorias Augen seien grün gewesen «wie die vom Sturm aufgewühlte See», ihr «goldblondes Haar» habe sich wie Schlangen um die Stirn gewunden, die «das Morgenrauen in Erregung versetzt». Das purpurne Kleid habe «ihre Oberschenkel, ihren Unterleib und ihre Brüste» sanft betont. Die Entjungferung des Jean Ziegler vollzog sich, wenigstens im biografischen Rückblick, in einem Satz: «Entschlossen ergriff sie mein Handgelenk, zog mich zu sich, öffnete mein Hemd, dann meine Hose.»

Um mit den Worten des *Tages-Anzeigers* zu fragen: Kann man jemandem als Intellektuellem trauen, der solchen Quark schreibt? Was unterscheidet Merz' «wohlgeformten molligen Körper» von Zieglers «kräftigem, fülligem, sinnlichem Körper»? Warum wird Merz mit Häme geröstet, während dem Wahlgenfer nach wie vor alle Mikrofone offenstehen, wenn er, wie eben erst kürzlich, einen «Nürnberger Prozess» für Banker fordert? Kein Journalist hat je unterschwellig die geistige Verfassung Zieglers angezweifelt, wie dies jetzt mit Bundesrat Merz geschieht.

Niemand liest Zieglers Ergüsse als Psychogramm. Sonst müsste man dessen eruptive Rhetorik als Echo auf seine Libidoprobleme deuten: «Ich litt damals an einer übersteigerten Erregbarkeit, einem ständigen sexuellen Verlangen, das einen allzu ungeduldigen Liebhaber aus mir machte, der dem Rhythmus des weiblichen Begehrens allzu wenig Beachtung schenkte.» Vergeblich wartet die interessierte Öffentlichkeit auf den Moment, wo der *Tages-Anzeiger* mit der gleichen Absolutheit wie bei Merz schreibt: Darf ein Soziologieprofessor so schlecht schreiben wie Jean Ziegler? Er darf. Denn er ist eine geschützte Ikone der linksintellektuellen Schweiz.



«Lüstern mit der Zunge schnalzen»: Merz.



«Herrliche Rundungen»: Ziegler.

Jean Ziegler: Wie herrlich, Schweizer zu sein. Goldmann (vergriffen)

Heimgartner

Die Schule fand Philipp Eidenbenz schon lange nicht mehr interessant. Darum wollte er wenigstens im Sommer etwas Sinnvolles tun. «Doppelpass», Folge 33. Von Charles Lewinsky

«Und warum willst du in deinen Sommerferien gerade hier arbeiten?»

Philipp hatte sich das Job-Interview anders vorgestellt. Nicht weil er der Sohn des berühmten Eidenbenz war, natürlich nicht. Aber wenn man schon Leute suchte, die umsonst mitarbeiteten, konnte man mit den Bewerbern ruhig ein bisschen netter umgehen. Das hier war mehr wie ein Verhör.

«Warum?», sagte er. «Nun ja, das Thema interessiert mich halt.»

«Das ist bekannt. Sie haben dich ja genügend durch die Zeitungen geschleppt, damals nach deinem Bethlehem-Theaterstück. Bist du da eigentlich stolz drauf?» Der Mann hinter dem Schreibtisch schien es darauf abgesehen zu haben, ihm seine Bewerbung zu verleiden. Hugo Heimgartner hiess er und war der Chef des Flüchtlingsbüros. Ein Mann, der überhaupt nicht wie ein Aktivist aussah, sondern eher wie ein Buchhalter. Ein Buchhalter, der in den letzten Wochen jede Menge Überstunden gemacht hat und deshalb schlecht gelaunt ist.

«Ich kann nichts dafür, dass sie so viel darüber geschrieben haben», verteidigte sich Philipp. «Es war nur eine Schulaufführung.»

«Bei der du dir den Jux gemacht hast, deinen Vater öffentlich in die Pfanne zu hauen. Hast dich bestimmt sehr amüsiert dabei.»

«Darum ging es nicht.»

«Sondern?»

Wirklich wie ein Verhör. Da wollte man sich für eine gute Sache einsetzen, war bereit, seine Sommerferien dafür zu opfern, und dann musste man sich die ganze Zeit nur verteidigen.

«Gerade Sie ... Ich meine: Sie müssten doch damit einverstanden sein. Bei der Arbeit, die Sie hier machen ... Die Politik, die mein Vater betreibt, ist schliesslich ...»

«Wir betreiben keine Politik.» Hugo Heimgartner nahm seine Brille ab und rieb sich die Augen. Die Geste eines Lehrers, dem es verleidet ist, seinen Schülern immer wieder dieselbe Sache erklären zu müssen. «Manchmal hat das, was wir tun, politische Auswirkungen, und das ist mir dann auch recht. Aber das ist nicht der Zweck der Übung. Wir helfen Menschen. Einzelnen Menschen. Und das, was wir für sie tun können, ist meistens nicht spektakulär. Wir haben hier keinen Platz für Selbstdarsteller.»

«Ich bin kein ...»



«Das wird sich herausstellen. Arbeitszeiten unregelmässig, Bezahlung nicht existent. Bist du damit einverstanden?»

«Heisst das, dass ich ...?»

«Ich kann es mir gar nicht leisten, einen Freiwilligen abzulehnen. Bist du gut im Betteln?» Heimgartner lachte. «An Finanzen fehlt es uns immer. Weil das, was wir hier machen, eben nicht spektakulär ist.»

«Sie meinen: Ich soll Geld sammeln gehen?»

Philipp war mit der Vorstellung nicht glücklich. Auf der Strasse Leute anquatschen – das war wirklich nicht, was er sich unter diesem Sommerjob vorgestellt hatte. Die zudringlichen Typen mit ihrer aufgesetzten Freundlichkeit, denen man manchmal in der Fussgängerzone nicht ausweichen konnte, waren ihm schon immer unsympathisch gewesen.

«Kein Geld. Obwohl wir dringend welches brauchen könnten. Windeln.»

«Was?»

«Mach nicht so ein überraschtes Gesicht. Wir brauchen Windeln für Erwachsene. Vlieseinlagen oder wie immer das heisst. Das ist ein guter Test für dich. Einen Hersteller finden oder eine Apotheke, irgendjemanden, der uns die Dinger gratis zur Verfügung stellt.»

Das scheinbare Chaos auf Heimgartners Schreibtisch schien eine exakte Ordnung zu haben. Auf jeden Fall griff er zielsicher nach einem Mäppchen und schob es Philipp hin.

«Hier, schau dir das an. Er kommt aus Darfur. Granatsplitter, innere Verletzungen, falsch behandelt, schlecht verheilt. Seither ist er inkontinent. Sitzt wortwörtlich in der Scheisse.»

Heimgartner sagte das, ohne eine Miene zu verziehen. «Darum braucht er Windeln, und die sind teuer.»

«Gibt es da nicht Behörden, die für so etwas zuständig sind? Das Sozialamt oder so?»

«Im Prinzip ja. Aber die meisten Leute, die wir betreuen, ziehen es vor, mit Behörden nichts zu tun zu haben. Also müssen wir für sie betteln gehen. Traust du dir das zu?»

«Ich kann's versuchen.»

«Du wirst bald merken: Als Bittsteller kriegt man keinen Applaus. Für unsere Arbeit gibt's auch keine Schlagzeilen. Es ist ein Rattenrennen.»

Philipp hatte den Ausdruck noch nie gehört und musste ihn sich von Heimgartner erklären lassen.

«In Amerika nennen sie das so. Wir strampeln uns ab wie Ratten im Laufrad. Wir können uns dabei anstrengen, wie wir wollen – wir kommen doch nie vorwärts. Wenn wir für einen Fall etwas haben tun können, stehen schon wieder zwei neue vor der Türe. Noch Fragen?»

Heimgartner hatte sich wieder seinem Computer zugewandt.

«Nur eine», sagte Philipp. «Wann soll ich anfangen?»

«Sofort natürlich. Im Büro da drüben ist ein Schreibtisch frei. Mit Telefon. Und Telefonbuch. S wie Sanitätsbedarf.»

Büro war ein grosses Wort für das Kabäuschen, in dem Philipp arbeiten sollte. Der Raum war wohl früher einmal, als das Flüchtlingsbüro noch eine Wohnung war, die Abstellkammer gewesen, und die Regale an den Wänden sahen aus, als ob sie immer noch aus jener Zeit



stammten. Nur dass sie jetzt voller Flugblätter und Broschüren waren.

Kein Fenster. Wenn man die Türe schliessen wollte, musste man zuerst das Licht anmachen. Die Ständerlampe mit ihren drei biegsamen Armen stammte wahrscheinlich aus dem Brockenhaus.

Auch der Schreibtisch, den ihm Heimgartner angewiesen hatte, verdiente diesen Namen nicht. Ein ganz gewöhnlicher Küchentisch. Aber ein Telefon stand da, und eine vollständige Sammlung aller Schweizer Telefonbücher war auch vorhanden.

Jetzt war es an ihm.

In dem Mäppchen, das ihm Heimgartner in die Hand gedrückt hatte, steckte neben dem Lebenslauf auch eine Fotografie. Ein verschrecktes Gesicht mit weit aufgerissenen Augen. In den Fernsehkrimis sahen Täter so aus, kurz nachdem sie verhaftet worden waren.

Windeln? Wo bekam man Windeln für Erwachsene her?

Er hatte gerade begonnen, im Telefonbuch der Stadt zu blättern, als Heimgartner nebenan seinen Namen rief.

«Philipp! Komm noch mal her! Ich will dir etwas zeigen.»

Auf dem Bildschirm seines Computers hatte Heimgartner die Webseite einer Zeitung ausgewählt. Ein Artikel mit der Überschrift «Einer von vielen».

«Vor ein paar Wochen erschienen», sagte er. «Ich habe ihn gespeichert, weil er so typisch ist. Lies ihn schnell durch, und dann sag mir, was du davon hältst.»

Es war kein langer Text. Die Geschichte eines afrikanischen Flüchtlings, der sich, in einem Lastwagen versteckt, in die Schweiz geschmuggelt hatte. Auf den man mit einem Gewehr geschossen hatte, nur weil irgendein Schweizer Einfamilienhausbesitzer sich von dem harmlosen Obdachlosen bedroht gefühlt hatte. Der dann in die Fänge eines skrupellosen Ausbeuters geraten war, und der nutzte die Notlage des wehrlosen Fremden aus, um ihn ohne jegliche Sicherheitsvorkehrung in seiner Werkstatt arbeiten zu lassen. Und wollte ihn dann nicht mehr kennen, als ihm eine der lebensgefährlichen Maschinen einen Finger abriss. Die Geschichte eines Menschen, der in der Schweiz Hilfe gesucht und nur Feindschaft und Ausbeutung gefunden hatte. Auf dem Foto, das den Artikel illustrierte, hielt der Mann eine Hand vors Gesicht, vielleicht, um unerkannt zu bleiben, oder auch, weil der Fotograf die verstümmelte Hand gut im Bild haben wollte.

«Na?», fragte Heimgartner. «Was hältst du von dem Artikel?»

«Gar nicht schlecht.»

«Nicht schlecht?» Heimgartner machte schon wieder dieses enttäuschte Gesicht. Ein Lehrer, der an der Intelligenz eines Schülers verzweifelt. «Ich wollte dir das zeigen, damit du siehst, wie wir es hier ganz bestimmt nicht machen.»

«Aber ...» Philipp suchte nach den richtigen Worten. «Er setzt sich doch für ihn ein.»

«So?»

«Ja. Er erweckt Mitgefühl. Aufmerksamkeit für das Problem.»

«Daran habe ich gar nicht gedacht», sagte Heimgartner sarkastisch. «Aufmerksamkeit.

Und genau das braucht dieser Mensch natürlich.» Sein Arbeitgeber, so gut glaubte ihn Philipp schon zu verstehen, war ein Typ, der aus demonstrativem Zynismus Kraft schöpfte. «Weil jemand, der illegal in der Schweiz ist, natürlich nichts lieber will, als mit Bild in der Zeitung zu stehen.»

«Das Gesicht ist verdeckt.»

«Von einer Hand, die man umso besser erkennt. Ja, dieser Journalist ... Wie heisst er? Den Namen muss man sich merken. Dieser Alwin Berger meint es gut. Denn einem Menschen, der untertauchen will, hilft man natürlich am besten, indem man neben ihm ein grosses Schild aufstellt, mit Leuchtschrift und mit blinkenden Lichtern, auf dem steht: «Hier ist er!»»

«Man muss doch die Öffentlichkeit ...»

«Man muss die Öffentlichkeit überhaupt nicht», sagte Heimgartner. «Nicht so. Weil Schicksale nämlich nicht dazu da sind, dass man mit ihnen Politik macht. Ausserdem: Meinst du, dass ein einziger Fremdenfeind, der diesen Artikel liest, deshalb seine Meinung ändert?»

«Wahrscheinlich nicht.»

«Ganz bestimmt nicht. Mit solchen Texten überzeugt man immer nur die bereits Überzeugten. Der Einzige, der vielleicht davon profitiert, ist dieser Herr Berger. Der Mann, über den er schreibt, ganz bestimmt nicht.»

«So habe ich das noch nie gesehen.»

«Deshalb habe ich dir den Artikel ja auch gezeigt. Weil es kaum jemand so sieht. Weil viel zu viele Leute soziales Showbusiness mit wirklicher Hilfe verwechseln. Pass auf: Was kann so ein Artikel bestenfalls bewirken?»

«Dass sich Leute betroffen fühlen und sich für ihn einsetzen.»

«Klar. Mit einer Unterschriftensammlung und einer Kerze im Fenster. Da kann er sich dann darüber freuen, wenn er im Flugzeug zurück nach Afrika sitzt.»

«Warum ...?»

Heimgartner beantwortete die Frage schon, bevor Philipp sie fertig gestellt hatte.

«Weil, sobald so eine Sache öffentlich wird, nicht nur die Unterstützer aktiv werden, sondern auch die Gegner. Und die haben das Gesetz auf ihrer Seite. Also werden sie den Behörden Schlamperei und Pflichtverletzung vorwerfen, und weil es auch in den Ämtern um Karrieren geht, setzen die sich dann in Marsch. Streng nach Vorschrift. Und dieser Mike kann sich nur noch aussuchen, ob er mit oder ohne Fesseln im Flugzeug sitzen will.»

«Meinen Sie?»

«Ich meine nicht. Ich weiss. Man kann also nur hoffen, dass möglichst wenig Leute den Artikel gelesen haben. Zum Glück war es ja keine wichtige Zeitung. So, und jetzt los, ans Telefon! Da braucht jemand frische Windeln.»

Folge 34 des Fortsetzungsromans in der nächsten Weltwoche

Mit dem Herzen erspäht

Die Primarlehrerin Sonja Riesi, 24, und der Theologiestudent Lukas Hendry, 30, haben im Juni geheiratet. Er sieht die Welt mit ihren Augen.

Lukas: Obwohl ich meine Frau seit sechs Jahren kenne, sah ich Sonja noch nie mit eigenen Augen. Aufgrund einer Erbkrankheit erblindete ich vor sieben Jahren. Es gab einige Operationen, die die Erblindung hinauszögerten, sie aber nicht verhindern konnten. Ortstafeln musste ich bereits als Kind mit dem Fernglas entziffern, nun verschwand die äussere Welt ganz. Die Dunkelheit kam schubweise. Ich wehrte mich nicht dagegen. Darum war es keine beängstigende Erfahrung. Dann kam der Tag, an dem ich mir einen Blindenstock zulegen und die Brailleschrift erlernen musste. Die Erinnerungen an Farben, Landschaften, Sonne, Mond und die Menschen sind geblieben. Auf Äusserlichkeiten lege ich zwangsläufig keinen Wert mehr: Ob jemand keine Zähne mehr hat oder zerrissene Kleider trägt, ist völlig unwichtig geworden. Wichtig ist nur noch, was die Leute sagen und wie sie es sagen: So komme ich häufiger als früher mit wirklich interessanten Menschen in Kontakt.

Sonja: Ich realisierte bald, dass mir das Leben mit Lukas eine grosse Umstellung abverlangen würde. Mit einem nicht sehenden Menschen zusammen zu sein, heisst zwangsläufig, viel Verantwortung zu übernehmen. Man wird gebraucht. Sehr sogar. Und fast immer. Alltag und Berufsleben müssen organisiert werden. Zudem betreibt mein Mann sechsmal pro Woche Sport. In der Freizeit fahren wir gemeinsam Ski, wir rollerbladen oder radeln auf dem Tandem durch die Welt. Wir sind ein gutes Team, und wenn wir gemeinsam etwas unternehmen, erzähle ich ihm, was ich sehe. Das ist anstrengend, aber auch schön: So sieht Lukas die Welt mit meinen Augen.

Lukas: Als wir uns kennenlernten, sah ich in Sonja einen Menschen mit einer inneren Schönheit. In der Zwischenzeit habe ich begriffen, dass ich die vielen Hilfeleistungen mehr schätzen sollte und sie ihren Freiraum braucht. Es ist für meine Frau nicht immer einfach. Ich selbst lege Wert auf mein Erscheinungsbild und erhalte Komplimente, wenn ich gut aussehe. Wenn sich Sonja für den Ausgang schön anzieht, sagt sie manchmal: «Was ist los, mach mir ein paar Komplimente.» Ich



Durch die äussere Welt nicht abgelenkt: Ehepaar Hendry-Riesi.

taste sie dann von Kopf bis Fuss ab und komme meist zum Schluss: «Du siehst super aus.»

Sonja: Unsere Beziehung hat ganz eigene Qualitäten: Weil bei Lukas alles seine Zeit braucht, ist Stress für uns ein Fremdwort. Weil er durch die äussere Welt nicht abgelenkt wird, will mein Mann auch viel reden. Zudem ist er willensstark und so selbstbewusst, dass er seinem Umfeld die kleineren und grösseren Kränkungen nicht nachträgt, die ein behinderter Mensch über sich ergehen lassen muss. Er weiss, dass unbeholfene Reaktionen nichts mit Börsartigkeit, sondern eher mit einer Verunsicherung zu tun haben. Das finde ich grosszügig und weise. Ein verbitterter Behinderter wird Lukas bestimmt nie werden.

Lukas: Als ich das erste Mal bei Sonjas Familie war, sprach mich die Oma nicht persönlich an. So als wäre ich kein eigenständiger Mensch. Sie fragte: «Will er noch Brot? Geht es ihm gut?» Ich musste lachen; Sonja fand es gar nicht lustig.

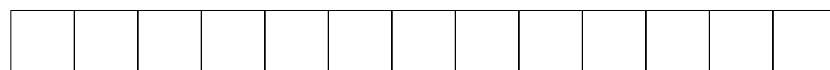
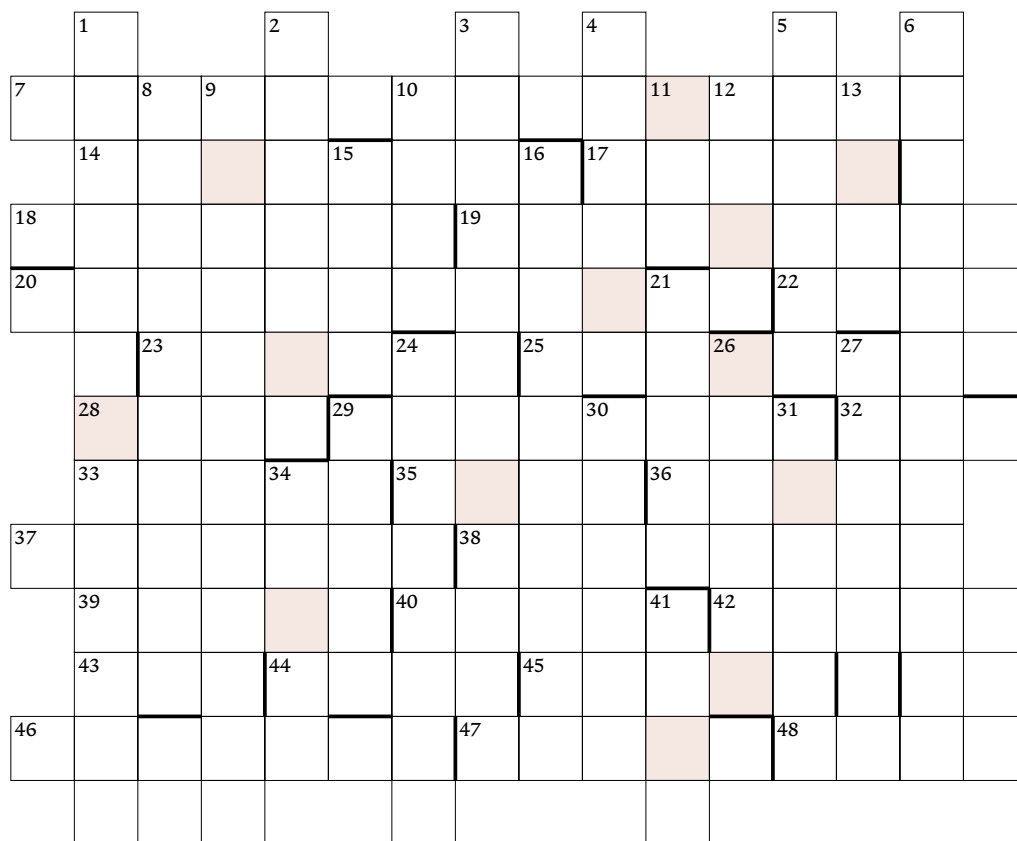
Sonja: Ich antworte auch anderen, die so reagieren: «Fragt ihn doch selbst. Er kann nämlich sprechen.» Meine Familie ermahnte mich, Lukas nicht aus Mitleid zu heiraten, seine Familie hegte den Verdacht, dass ich ihn vielleicht ausnützen könnte. Die Bedenken erwiesen sich als falsch, und seit unsere Tochter geboren wurde, bemühen sich alle um Harmonie.

Lukas: An der Hochzeit rannten keine Fotografen durch die Gegend, und unterhaltsame Videoeinlagen oder andere visuelle Darbietungen gab es natürlich nicht. Dafür tolle Musik, gutes Essen und interessante Gespräche.

Sonja: Wir bekamen zwei Tauben geschenkt.

Lukas: Ich hielt den warmen Körper in meinen Händen und spürte das pochende Herzchen des Tieres. Wir liessen sie gemeinsam in die Freiheit fliegen.

Aufgezeichnet von Franziska K. Müller.

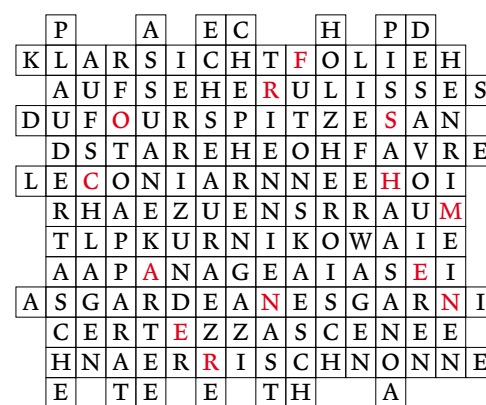
**Lösungswort** —Musterbeispiel des Typs 'Freiland'

Die eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — (v. h. = von hinten) 7 Dafür hat sich der Begriff «erfolgreichster Streifen» eingebürgert. 14 Trockenfutteretage, erotisch assoziiert. 17 Kriegsberichterstattung in epischer Länge. 18 Werden sie gelegt ist alles verkachelt. 19 König Richards nimmersatter Geier. 20 Jonathan und Red Delicious kreuzen sich zum Altserienplatz. 22 Wo bei Vreni Citro durch Martins Loch fließt. 23 Der Bekanntesten dieser Schotten fehlte es an Köpfchen. 25 Biometrisch untaugliches Übergangsbild (v. h.). 28 Seine Tenniserfolge sind Schnee von gestern. 29 Massenprodukt in allen Längen und Breiten. 32 Synonyme englisch-neudeutsche Rückschöpfung. 33 Alfa Romeos malerisches Viertel. 35 Endestundenmeister. 36 Wie Briten Wein veräppeln. 37 Pseudo-suizidaler Wühler. 38 Bécauds russische Führerin. 39 Wiederholungstat von Nichtkännern. 40 Trinkgefäß der Ballermannen. 42 Aufgelöstes Luder im Rudel. 43 Das Gebräu lässt Dampf ab. 44 Die 6 vor dem Mologen. 45 Öfters falscher Heuler (v. h.). 46 Denkruckschritt vom Bedingten zur Bedingung. 47 Nikolas' Flusssdichte. 48 1993 blieb dort nur Schlamm übrig.

Senkrecht — (v. h. = von hinten) 1 Rotztäschchen im Bewegungsapparat. 2 Da guckt die Dame reizend aus der Wäsche. 3 Wo für Gäste Empfängnisverhütung unangebracht ist. 4 Selbst die Fälschung ist selbst sicher nicht fälschungssicher. 5 Anfänglich wurde Willy beim Schreiben geschüttelt. 6 Liberalisiertes Bauhandwerk. 8 Man könnte meinen, die SS hätte christliche Wurzeln gehabt. 9 Fortgesetztes Baden am Bodensee. 10 Bei uns ist sie UTC + 1. 11 Getränk von keltischen Mannen. 12 Dort hiess Salvador entsprechend Finedellospazio. 13 Assoziativer Brückenbauer. 15 Deutsche Form des filmischen Klebens. 16 Mindestens zweimal 800-fache Skrupel. 21 Transportmittel, das britische Leistungen steigert. 24 Trughirschin. 26 Italienischer Winkel im Dreiländereck. 27 Plastische Formen der Oberflächlichkeit. (v. h.). 29 Macht Schweizer Hosen knitterfrei. 30 Muddy und Roger sind musikalisch mit allen Wassern gewaschen. 31 Kürze ist innerhalb kurzer Zeit substantiviert (v. h.). 34 Hagrid ist so gesehen nur eine halbe Portion. 41 Dem Ratgeberwolf fehlt heute das 'Du' im Zentrum.

© Daniel Krieg - Rätsel Agentur

Lösung zum Denkanstoss Nr. 124

Waagrecht — 8 KLARSICHTFOLIE (folie = frz. Wahnsinn) 15 AUFSEHER 17 ULISSES (Werk von J. Joyce) 18 DUFOURSPIITZE (Monte Rosa; Dufour = frz. vom Ofen) 19 SAN (= Abk. Sachsen-Anhalt; ... Bernardino) 20 STAR (...-TV) 21 EHEOH (...punkt; ... über Meer) 23 FAVRE (Louis ..., Ingenieur des Gotthardtunnels; Lucien ..., Fußballtrainer) 24 LECON (leçon = frz. Lektion; le con = frz. die Fotze) 25 IARN (yarn = engl. Garn; aus «Rain» und «Iran») 27 NEEHOI (Joheer, Einsiedler Fasnacht) 29 RHAEUENS 32 RAUM (in «Traum») 34 TLP (in «Toeloop») 35 KURNIKOWA (eh. russ. Tennisspieler; A-K = Ass-König im Poker) 37 APANAGE (Abfindung für nichtregierende Adlige) 39 AIASEI (v. h. Jesaja) 40 ASGARD (Sitz der Asen) 41 EANES (eh. portug. Präsident zw. Gomes u. Soares) 42 GARNI (Hoteltyp; armen. Stadt) 44 CERTEZZA (= ital. Sicherheit) 46 SCENE (in «Crime ... Investigation») 47 NAERRISCH (aus «Scharnier») 48 NONNE (lebt in «päpstlicher Klausur»)

Senkrecht — 1 PLAUDERTASCHE 2 ASSUAN (aus «Nassau») 3 ACHSE, OCHSE oder ECHSE 4 CHEPHREN (Pharao, Erbauer e. Gizeh-Pyramide) 5 HOLZ (Arno ..., dt. Autor † 1929) 6 PISSA (russ. Fluss) 7 DESAVOUIEREN («begossener Pudel») 9 AUFSCHLAGEN 10 IERRI («Jerry», eh. Spitzname f. dt. Soldaten) 11 TRIENNIEN (Zeiträume v. 3 Jahren) 12 FUTTONS 13 LIEFERWAGEN 14 HENRI 16 FOTOAPPARAT (photo = griech. Licht; ad parare = zubereiten) 22 HEROISCH (Firma Hero) 26 AURA (Göttin der Morgenbrise; Heiligenschein) 28 HAAS (Wolfgang ..., eh. Churer Bischof) 30 EKARTEE (frz. Kartenspiel «Ecarté») 31 ZUNDER (in «Zunderobsi») 33 MEINEN 36 KAESCH (eh. chines. Münze) 38 GAZI (muslim. Krieger; in «Aga ziemlicher») 41 EZRE (Erze) 43 ANOA (indones. Büffelart) 45 AST (Hunger...)

Lösungswort — FROSCHMAENNER

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Polymere Werkstoffe,
Feinchemikalien/Engineering

Endlich Zeit zum Lesen.

«Das Blocher-Prinzip» erscheint bereits in der 4. Auflage im Meier Buchverlag Schaffhausen. Christoph Blocher stellt darin im Gespräch mit dem Journalisten Matthias Ackeret seine Führungsphilosophie und seine Führungsprinzipien vor. Sie erhalten das Buch in jeder guten Buchhandlung. Nach der Lektüre bleibt sogar noch Zeit für Tele-Blocher, die wöchentliche Fernsehsendung im Internet. Jeden Samstag ab 15 Uhr. Nur auf www.teleblocher.ch.

M

MEIER BUCHVERLAG
SCHAFFHAUSEN



DAS BLOCHER-PRINZIP EIN FÜHRUNGSBUCH

Wer als Unternehmer, Offizier oder Politiker darauf erfolgreich ist wie Christoph Blocher, dessen Erfolgsgeheimnis möchte man ergründen. In diesem Buch vor: Christoph Blocher stellt darin seine Führungsphilosophie und seine Führungsprinzipien vor und erklärt, wie es ihm schätzenswert gelungen ist, in allen Lebensbereichen grosse Leistungen zu erbringen.

S BLOCHER-PRINZIP EIN FÜHRUNGSBUCH

DAS BLOCHER-PRINZIP EIN FÜHRUNGSBUCH

